

Septemberfrühling

von Piet Brender

Leseprobe XXL

© 2017 Piet Brender

www.pietbrender.de

Herstellung und Verlag:

BoD – Books on Demand; Norderstedt

ISBN: 978-3-7431-9032-0

Prolog

August 2014

Gibt es noch Hoffnung? Heute soll es sich zeigen. Die Hitze der letzten Wochen hat sich erschöpft. Noch verborgen haucht die Sonne ein zartes Rouge auf das Mausgrau der Morgenwolken. Monika steht in der Schlafzimmertür, blickt auf ihn, ihren Mann, ihren Andreas. Seine grauen Haare fallen ihm über die Stirn und seine Lippen schmolten, weil das Kissen es so will. Manchmal, wenn er es im Schlaf so umarmt, sieht er aus wie ein großer, kleiner Junge, der von seinem nächsten Abenteuer träumt. Die getrennten Schlafräume, Folge der zurückliegenden dramatischen Ereignisse, schmerzen sie noch immer. Nur Zeit und frisches Vertrauen können die Wunden ihrer einst so unangreifbaren Liebe heilen. Ihr Lächeln an der Tür ist blass, durchzogen von Schmerz und Enttäuschung. Doch da ist ihr Geschenk zu seinem Geburtstag, an diesem Spätsommertag. Ein Besuch in einer Wohlfühl-landschaft. Zeit, Wärme, Düfte, Genüsse, zusammen mit ihr. Es soll der langersehnte Neuanfang werden.

»Guten Morgen, Andreas, was hältst Du davon, wenn ich uns ein Frühstück mache.«

Die Waldsauna ist ein großer, trapezförmiger Raum. Bis zum Boden öffnen sich Fensterflächen zum Parkgelände hin. Ein mächtiger Saunaofen in der Mitte spreizt zu jeder Seite großzügig drei Etagen Holzbänke aus. Auf ihnen plaudern in kleinen Grüppchen ältere Damen. Dazwischen sie beide, nebeneinandersitzend, in vorsichtiger Nähe. Ein Saunaaufguss ist

angekündigt. Es erscheint eine junge, stupsnasige Frau mit blondem Bubikopf. Ihr kurzer Wickelrock, ihr bauchfreies Shirt, all das strahlt hier in ihrer »Nicht-Nacktheit« einen besonderen Sex-Appeal aus. Munter erläutert sie das bevorstehende Ritual, streut augenzwinkernd Regeln in die Gruppe. Ungefragt lodern in Monika die immer gleichen Ängste auf. Steht Andreas nicht wie JEDER Mann auf jüngere Frauen? Gefällt ihm, was er gerade sieht? Verstoßen wendet sie ihren Blick zu ihm. Er lächelt, meint sie, schaut sie an, entspannt. Es tut gut. Wenige Momente später schleicht sich in Monikas Wohligkeit ein Druck, ein leichter Schwindel im Kopf, ein huschendes Warnzeichen, nur einen kurzen Schreck wert.

»Ich gehe schon einmal, es wird mir zu heiß«.

Feuchter Rasen saugt von unten an ihrer Hitze. Noch leicht taumelnd nimmt sie seine Hand entgegen. Sie kühlen sich im Schwimmbecken ab, das außer einem älteren Herrn nur ihnen Beiden zu gehören scheint.

Kühle Wasserwirbel umströmen ihre nackten in langen Zügen durch das Außenbecken ziehenden Körper. Innere Hitze und der kalte Schleier des Beckenwassers erzeugen einen frischen Kontrast. Überall prickelt es, als planschten sie in Prosecco.

Andreas sieht sie vor sich, seine Moni. Ihren blonden, wilden Schopf hält sie über Wasser. Darunter verschwimmen in den Wellen die Konturen ihres hellen Körpers, die sich rhythmisch spreizenden Schenkel, die ausgreifenden Arme. Am Beckenrand angekommen, lehnen sie sich am kühlen Edelstahlgeländer an. Sie stellt sich vor ihn, spontan presst sie ihre Lenden an sein kaltes Glied, ungefragte Sehnsucht überkommt ihn. Ein hitziger Kokon glüht unter Wasser, will plötzlich eine Metamorphose der

Verschmelzung. Doch Monikas Seele scheint zu stocken, ihr Kuss, den sie ihm schenkt, wirkt scheu, unsicher. Ihre kühlen Lippen, ihre Umarmung, bleibt ein vages Versprechen, kurz nur. Durch einen Spalt schimmert tiefe Sehnsucht in seine Seele, die sie einst durch die Welt getragen hat. Dann, als habe sie sich nur geirrt, wendet sie sich wieder ab.

»Lass uns noch eine Runde schwimmen. Das kühle Wasser tut gut.«

Er schluckt kurz.

»Schwimm nur, ich beobachte Dich so gerne dabei.«

Er spürt, die Arme ausgebreitet, das kalte Metall auf dem Rücken. Über ihm schweben zerrupfte weiße Wolkenflocken, die der Sonne mehr und mehr Raum zum Wärmen geben. Das Becken ist fast leer. Noch immer zieht nur der alte Mann weiter stoisch seine Runden.

Und er spürt den Schmerz. Ihre junge Liebe, dieses damals so unerwartete Geschenk des Lebens, liegt in Scherben. Wie zwei verzweifelte Kinder, denen das Wertvollste zerbrochen war, versuchten sie in den letzten Monaten, aus den Bruchstücken den alten Zauber wieder herzustellen und waren endlich resigniert. Es würde nie mehr dasselbe sein. Die Floskel, gemeinsam alt zu werden, hatte einen bitteren Beigeschmack bekommen.

Jetzt steht er hier nackt im Schwimmbecken eines Saunaparks, gefangen in den gleichermaßen beruhigenden wie reizenden Anblick seiner geschmeidig im Wasser dahin gleitenden Frau. Er will sie nicht verlieren.

Sie spürt seinen Blick. Vier Jahre ist es her, als er ihr aus heiterem Himmel begegnet ist. In dieser Zeit hatten sich Wünsche erfüllt, Wege aufgetan, von denen sie früher nichts geahnt hatte.

Und doch kam alles anders.

Die gleichmäßigen Bewegungen, der beruhigende Rhythmus im kalten Wasser, all das verführt sie in einen Tagtraum. Andreas und sie fahren in einem uralten Campingbus die Küste Kroatiens entlang. Zikadenmusik fließt durch das offene Fenster, umhüllt die Liebenden mit warmer Vorfreude. Die Enden ihres sonnengelben Seidentuches winken den vorbeirauschenden Oleanderbüschen zu. Sie freut sich auf den ersten dalmatinischen Rotwein, auf frische Tomaten und gegrillten Seehecht. Ihr Liebster sitzt auf dem Beifahrersitz und glüht ihr seine Vorfreude durch seine adriablauen Augen entgegen.

Plötzlich schwillt der Lärm der Zikaden an. Sie hört nichts anderes mehr. Der laute Schall wirft das Auto um und sie verliert die Orientierung. Sie tauchen ins Meer, schlucken Wasser, aber es ist nicht salzig. Und es ist kalt, es ist ihr so furchtbar kalt. Du bist hier im Becken, im Saunapark, will ihr eine Stimme noch zuflüstern.

Andreas sieht eine abrupte Unordnung in Monis Bewegung. Ein Gurgeln, ein unkoordiniertes Rudern und Zappeln, sie taucht kurz unter, wirbelt einen Arm hoch. Starr, bewegungslos für einige Sekunden steht er da. Ist es ein alberner Spaß oder ein Krampf? Dann flutet Adrenalin seinen Körper, schießt grässliche Alarmsignale in sein vorderstes Bewusstsein und lässt seine Stimme tief und heiser schreien: »MONI! MONI!!« Er durchpflügt das hüfthohe Wasser, bemerkt idiotisch sachlich dessen schweren Widerstand. In seinem Hirn laufen die Gedanken um die Wette. »Warum bist Du nicht mitgeschwommen? Warum bleibt sie nicht einfach stehen, es ist

doch nicht tief? Mein Gott, ich bin ganz nackt! Ich brauche Hilfe!

»Hilfe! Hallo Sie da! Schnell! Meine Frau!« Der Schwimmer hat schon innegehalten, schaut ratlos auf seine untergetauchte Moni. »Mein Gott, sie ertrinkt!« Immer noch zwei Meter. »Himmel, bitte, lass sie nicht ertrinken«, schreien seine Gedanken auf. Und als er sie erreicht, als er sie packt, ihren Kopf über Wasser holen will, als er merkt, dass sie auf der ganzen rechten Seite schlaff ist, als er ihr ins bewusstlose Gesicht sieht, da kommt ihm eine verheerende Ahnung. Peter, ihr erster Mann, er ist am Schlaganfall gestorben. Es ist...

Der andere Mann ist jetzt bei ihm, bei ihr, sie alle sind nackt.

»Kommen sie, wir müssen sie erst einmal aus dem Wasser tragen.«

Andreas nickt, fasst sie so gut es bei einem nackten, halb gelähmten Körper geht unter die Achseln. Das Wasser ist jetzt kalter zäher Sirup. Bis zur Leiter sind sie gekommen. Er japst atemlos, in seinem Kopf schlägt ein Hammer Nägel ins Hirn. Der Helfer, ein guter Schwimmer, aber alt schon, mit dürren Muskeln, ist bleich vor Anstrengung. Monika röchelt tief und unwirklich, die Lider halb geöffnet, die Augen verdreht, den Mund zur schiefen Fratze verzogen. Er erkennt sie kaum wieder. Mit einem Mal fühlt er sich wie auf einem kalten Mond, hilflos, ohne Schutzanzug. Um ihn herum nur Kälte und Dunkelheit. Ihm wird schwarz vor Augen. Jemand packt seinen Arm, zieht ihn daran hoch. Er stolpert im Halbdunkel die Edelstahlsprossen hinauf, stößt sich sein Schienbein, doch der Schmerz läuft sofort in die Dunkelheit davon. Der Jemand setzt ihn auf die Bank, murmelt dumpfe, verwaschene Wortfetzen auf ihn ein. Er sieht ihn verschwommen, ohne Konturen. Dann schreit der Jemand und

wird mit einem Mal ganz klar, ganz deutlich und ganz ernst.

»Ist das Ihre Frau?! Hallo, können Sie mich hören?!«

»Ja, ja, was ist mit ihr?«

Rasender Schwindel erfasst ihn, zieht ihn mit aller Wucht auf die linke Seite. Er zwingt sich zu seiner Moni zu schauen.

Da ist ein Mann über sie gebeugt, der sie küsst. Nein!

Er muss sie beatmen. Um Himmels Willen! Er will zu ihr, ihr helfen. Doch dann wird es Nacht. Der Tag ist vorbei.

Und das Leben?

Teil 1- finden (Oktober 2010)

1. Begegnung

Monika

Ich muss verrückt sein. Seit 38 Jahren schufte ich als Krankenschwester, Burnout, dann der Tod meines Mannes und jetzt? Halse ich mir solch eine Aufgabe auf. Betreutes Wohnen. Und ich soll das Ganze zum Laufen bringen.

Ich habe meine 45-jährige Kollegin mit Alzheimer dahin vegetieren sehen. Ich habe meinen Mann nach seinem ersten Schlaganfall zu Hause gepflegt, weil ich es nicht ertragen hätte, ihm dem gleichen Schicksal zu überlassen. Und jetzt dieses Angebot in Bonn. Leiterin eines Wohn-Projektes für Senioren. ›Selbst-bewusst Mit-gestalten‹. Der Slogan ist vielversprechend, die Stiftung hat eine soziale Marktlücke erkannt. Ich sitze im Zug nach Ulm. Das Pilotprojekt, ich muss wissen, was auf mich zukommt. Wage ich diesen großen Schritt? Wenn ja, dann heißt es Abschied nehmen von meinem geliebten Münster, der Stadt, in der ich so viele Jahre gearbeitet und gelebt habe. Dort verlor ich vor drei Jahren meinen Mann an das Ungeheuer namens Apoplex. Das Krankenhaus ist mir mittlerweile zum Ort des Grauens geworden. Aber jetzt schon Frührente? Oh nein, nicht mit mir! Ich starte noch einmal durch.

In Gedanken versunken bemerke ich, wie die Abteiltür sich öffnet. Bis eben war ich noch allein. Irgendein Pedant hatte am

Dienstagvormittag für diese Strecke reserviert, der Zug ist fast leer. Das muss er sein, wir sind gerade in Essen.

»Guten Tag«, sagt der Typ und schaut auf meine nylonbestrumpften Füße, die genau auf seinem Platz liegen, weil ich diese verhassten hochhackigen Pumps erst einmal in die Ecke pfeffern musste. Aber in Mokassins hätte ich ja kaum erscheinen können.

»Guten Morgen«, erwidere ich und stelle spontan fest: Schlank, halblange, graumelierte Haare, offener freundlicher Blick, netter Typ!

»Haben Sie am Fenster reserviert? Kein Problem, meine Füße wollten nur auch gerne mal nach draußen schauen.«

»Nein, nein. Das Abteil ist doch ganz leer, da kann ich mich gerne auch woanders hinsetzen, lassen Sie nur.«

»Oje, jetzt bin ich also unsichtbar?«

»Wie bitte, ach, nein, ich meine...«

»Sorry, das war frech. Nein, unsichtbar bin ich nicht, ich weiß. Vor allem in diesem blöden Anstandslook, den ich heute tragen muss.«

Und ich bin froh, dass ich mir heute noch die Fußnägel lackiert habe.

»Ach das stört mich überhaupt nicht.« Wieder bleibt sein Blick auf meinen Füßen haften. Er nimmt daneben Platz.

»Was meinen Sie mit Anstandslook?«

Der hat ja keine Ahnung. Wenn Maria mir dieses Oma-Ding nicht aufgeschwatzt hätte, könnte ich jetzt wie gewohnt in Jeans und bequemem Wollpulli hier sitzen. Und dann diese Rüschenbluse. »Das muss so sein, Du willst doch seriös wirken«, redete sie auf mich ein. Und ich dumme Nuss hab mich überreden

lassen.

»Normalerweise laufe ich nicht so overstyled herum. Ach was erzähl ich da. Ich bin aufgeregt, weil ich mir heute in Ulm eine Einrichtung zum Betreuten Wohnen anschau.«

»Sie? Das halte ich aber doch für übertrieben. Sie sind doch...« Der Typ schaut mich aus meerblauen Augen an. Sie funkeln wie ein sonnenbeschienener Ozean.

»Was? Oh Gott!«

Nein, der ist ja drollig. Oder unverschämt? Doch ich kann nicht anders. Ich muss herzhaft lachen. Und er lacht mit.

»Sie meinen, ich suche mir dort einen Platz aus?«

Ich kann mich kaum beruhigen.

»Nein, ich selber übernehme demnächst in Bonn eine solche Einrichtung. Ich bin Krankenschwester, ich.... Das war schon lange mein Wunsch, eine lebenswerte Bleibe für alternde, noch aktive Menschen zu organisieren.«

Ich trockne vorsichtig die Lachtränen, bevor sie mein Make-up ruinieren. Der Typ schaut mich verdattert an. Seine Zurückhaltung wirkt lebendig. Etwas sprüht von innen. Seine Augen. Aus ihnen strahlt positive Energie. Monika beherrscht Dich, Du bist nicht zum Daten unterwegs.

»Als Krankenschwester habe ich viel Elend bei alten Menschen gesehen. Vernachlässigung, Abschiebung. Die Angehörigen sind überfordert, schicken sie ins Krankenhaus und nach ein paar Tagen? Peng sind sie wieder zu Hause.«

»Ehrlich gesagt konnte ich die letzten Jahre den Blick in ein Krankenhaus von innen vermeiden. Gott sei Dank. Ich bin ein schlechter Patient, ich halte es nicht lange aus in dieser beengten Atmosphäre. Aber mein Vater zum Beispiel, der hat Parkinson, achtzig ist er jetzt. Geistig ist er ja fit, nur wird es mit seinem

Gebrechen ständig schlimmer. Meine Mutter ist..., ja wie sie eben sagten, überfordert.

Aber keiner will unseren Vater im Heim sehen. Irgendwann klappt sie noch zusammen und dann ist niemand vorbereitet.«

Er schaut nachdenklich aus dem Fenster, es arbeitet in ihm, das merke ich.

»Ach, ich überfalle Sie mit meinen Geschichten. Jetzt ist gut. Übrigens ich heiße Monika, Monika Mahler. Und Sie? Wen habe ich jetzt total aus dem Konzept gebracht?«

Er erzählt mir, dass er Andreas heißt. Einfach Andreas. Ein schöner Name. Und er ist auch aufgeregt, weil er in Stuttgart einen Vortrag über Brunnenbau in Afghanistan halten soll. Ingenieur für Umwelttechnik ist er, irgendwie faszinierend.

»Ist das nicht gefährlich. Ich habe neulich erst gelesen, dass gerade im Norden von Afghanistan die Taliban aktiv sind.«

»Ach das geht. Wir werden immer gut über die dort stationierten Bundeswehr-Truppen informiert und die Behörden vor Ort haben ein gutes Gespür dafür, wann es brenzlig wird.«

»Und Sie bauen also Brunnen. Das finde ich ja spannend.«

»Also, nein, nicht ich baue sie, aber ich plane und überwache den Bau. Ja klar, es ist spannend, manchmal erfüllend, aber oft auch frustrierend. Erst hängen sie sich rein in das Projekt und zwei Jahre später ist alles wieder vernachlässigt, oder sogar zerstört. Andererseits interessieren sich viele Geologen für Afghanistan, weil sie dort Unmengen wertvoller Bodenschätze vermuten. Da geht es nicht nur um Kupfer und Eisenerz, sondern vor allem um ›Seltene Erden‹. Na ja, wir müssen halt zusehen, dass wir unsere Trinkwasserrohre in die Grundwasserschicht bekommen, also den Brunnen abteufen. Wir machen das im Spülbohrverfahren, aber ich glaube, das wird jetzt ein bisschen zu

speziell und ich will Sie nicht langweilen.«

Seine Stimme ist angenehm, so weich. Sie passt irgendwie stimmig zu seiner Erscheinung.

»Hören Sie, Sie langweilen nicht. Nicht mit dem Thema und nicht mit Ihrer Anwesenheit. Haben Sie was dagegen, wenn ich etwas stricke? Ich muss, also ich bin ein bisschen wollsüchtig, wissen Sie? Ich leide sozusagen unter Woll-Lust.«

Oje, Monika, da hast Du ja wieder einen rausgehauen. Also doch Speed-Dating. Dabei läuft in dieser Hinsicht zurzeit gar nichts mehr. Ich habe das Gefühl, dass ich mit rasender Geschwindigkeit auf das Tor mit der Zahl 60 zustürme und dahinter steht dann: sexfreie Zone, Sie haben ihr Ziel erreicht. Grauenhaft. Und dann sitz ich hier wie eine rüschige Oma und stricke.

»Nein, warum sollte ich, nur zu. Ich muss sowieso noch einmal meinen Vortrag durchgehen.«

Ich bin in das Strickwerk meiner neuen Fußstulpen versunken, da stürmen vier junge Leute das Abteil. Gerade dem Teenie-Alter entschlüpft und schnatternd wie eine Gänseschar. Andreas muss aufrücken. Meine Schuhe liegen irgendwo bei ihm und ich bekomme meine Füße kaum so schnell eingezogen. Er streift sie und diese Berührung knistert elektrisierend, ich erschrecke über mich selbst.

»So, jetzt haben Sie ja doch noch ihren Fensterplatz«, überspiele ich den Vorfall. Sein Lächeln ist da schon tief in mir angekommen.

»Hey, seid doch mal ein bisschen leiser. Das Paar hier muss ja denken, wir sind eine Horde wildgewordener Spinner.«

Ich mustere die junge Frau mit dem attraktiven, oval geschnittenen Gesicht, eingerahmt durch hellblonde,

löwenmähnige Locken, offensichtlich die Sprachführerin. Ihre aparte Hornbrille strahlt intellektuell.

»Wieso Paar, wie kommen Sie darauf«, frage ich und muss in mich hineinlächeln. Wie haben wir beide denn gewirkt, als die hereinstürmten?

»Na, sieht halt so aus, auf den ersten Blick.«

»Oh Mann, wie peinlich«, rutscht es einem Typen mit dunkler, fast gesichtsfüllender schwarzer Haarmatte heraus.

»Stell Dich nicht so an. Ihr könnt ja schon mal ein bisschen an Eurer Kommunikation arbeiten, für unser Praktikum«, kontert Löwenmähne.

Ein schmalgesichtiges Mädchen, schüchtern und mit roten raspelkurzen Haaren sowie ein Jüngling mit dem Versuch eines flusigen, blonden Vollbarts spielen derweil an ihren Smartphones herum.

»Was ist das denn für ein Praktikum«, fragt Andreas jetzt.

Gesichtsmatte wirkt angenervt. Löwenmähne entgegnet:

»Wir sind vom neuen Bachelorstudiengang ›Pflegerwissenschaften‹. Wir dürfen das erste Mal eine Senioreneinrichtung in Bonn besuchen.«

»Na viel kriegen wir dort bestimmt nicht zu sehen. Sedierte Alte, die gebeugt auf Fernseher starren oder mit Einheitsbrei abgefüttert werden.« Blondbart blickt dabei kaum von seinem Handy auf.

»Also kaum ein Unterschied zu Ihnen, ich meine wegen gebeugter Haltung und starrendem Blick auf den Bildschirm«. Verdutzt schaut er mich an.

»Wie jetzt?«

»Na ja, Sie kommen mit einer vorgefertigten Meinung herüber und merken gar nicht, dass Sie selbst eine Steilvorlage

für Klischees bieten. Zufällig kenne ich mich mit Altenpflege aus. Nun, in einem kann ich Ihnen Recht geben. Die Bewohner werden viel zu oft medikamentös abgeschossen und das Essen ist auch oft eine Katastrophe.«

»Na, sag ich doch«, bleibt er stur.

»Sorry, woher kennen Sie sich denn so gut aus«, will nun Löwenmähne von mir wissen.

»Erstens bin ich seit fast vierzig Jahren Krankenschwester...«

»Respekt«, rutscht es da Gesichtsmatte heraus.

»... und zweitens möchte ich dazu beitragen, die Altenpflege menschlicher zu gestalten.«

»Hey, das ist ja super«, meldet sich die Rothaarige.

»Deswegen wollen wir, also ich ja Pflegemanagement studieren.«

»Und wegen Management, Iris!«, brummt der Dunkle hinterher.

Jetzt meldet sich Andreas, der die ganze Zeit aufmerksam das Gespräch verfolgt hat.

»Das genau wird der Spagat sein. Alles soll effizienter und wirtschaftlicher werden, dabei ist für würdige Pflege und gut bezahltes Personal zu wenig Geld vorhanden.«

»Deswegen ja, Pflegemanagement«, beharrt er.

»Ja, aber pflegt ihr auch selber, ich meine die ganze harte Arbeit bei schlechter Bezahlung, für die man kaum noch Interessenten findet?«

Die Ältere schüttelt etwas nachdenklich den Kopf.

»Ich weiß, das ist ja alles noch nicht klar. Aber deswegen machen wir ja das Praktikum, um überhaupt mal einen Eindruck zu bekommen.«

Plötzlich kommt mir ein Gedanke. Ich suche in meiner

Handtasche nach meinen Visitenkarten und reiche eine der Blondes herüber.

»Also, wahrscheinlich werde ich eine Einrichtung für Betreutes Wohnen in Bonn aufbauen. Dort werden rüstige Senioren möglichst selbständig und begleitet wohnen. Ich denke, dass wir mal gute Pflegemanager wie Euch dafür brauchen können. Und – Du, wie heißt Du, wenn ich fragen darf?«

»Marlene«, sagt sie mit freudig tanzenden Locken.

»Marlene, melde Dich, wenn Ihr mal Fragen habt. Das Problem mit alten Menschen kann man nur mit den Jungen lösen, so viel ist klar.«

»Hey super, kann ich auch so 'ne Karte kriegen«, und plötzlich sind sie tatsächlich alle neugierig. Es fühlt sich gut an.

Als wir Bonn erreichen, verlässt uns die bunte Gruppe und es ist wieder so still und geheimnisvoll wie zuvor. Wir bleiben alleine in unserem Abteil, als Paar. Außenstehende können manchmal ganz entwaffnende Eindrücke vermitteln. Immer genauer betrachte ich diesen Andreas jetzt. Mir gefallen seine sinnlichen, offenen Lippen. Sie haben so gar nichts Verkniffenes. Er muss sich früher verletzt haben, am Kopf, denn entlang der Stirn zieht sich eine große Narbe. Warmherzig wirkt er. Er bleibt dort sitzen, schön. Wie lustig, wir ein Paar. Oh, mein Gott, Monika, was denkst Du da! Am besten ich stricke wieder, dann komme ich auf andere Gedanken. Zum Beispiel, dass ich gerade merke, dass meine Füße kalt sind. Und die Schuhe liegen da hinten, irgendwo bei ihm. Nein, ich habe keine Lust, ihn zu fragen, ob er... Nein, ich habe Lust auf etwas Anderes. Ich..., ja

ich will ihn berühren.

»Du spinnst Monika!«

»Nein tu ich nicht, basta!«

Wie ich ganz vorsichtig meine Füße an seine Beine herantaste und merke wie sie unter den Stoff seiner Anzughose passen, beobachte ich ihn ganz genau. Schreck steht ihm in den Augen, doch er rührt sich nicht.

»Meine Füße sind kalt geworden«, lächle ich ihn an. Und dann stricke ich weiter und fange unwillkürlich an, seine Beine mit den Zehen zu streicheln. Plötzlich fällt mir dieses wunderbare Lied der Sängerin Katie Melua ein, »Nine Million Bicycles«, und ich summe es vor mich hin. Im Moment ist diese intime Situation mit einem unbekanntem Mann namens Andreas einfach nur schön. Wie eine kleine, zauberhafte Tauperle, die man nicht besitzen kann und die doch in dem Augenblick, da man sie sieht, ein unvergessliches Juwel ist. Er holt mich aus den Gedanken zurück.

»Was wird das denn da«. Seine Stimme klingt belegt, er spürt es. Ich weiß es.

»Das? Werden Stulpen für meine Knöchel. Ab Herbst brauche ich die, weil ich so verfroren bin. Die sind aus Alpakawolle. Hier wie meine Armstulpen«. Ich streife einen ab und reiche ihn herüber.

»Willst Du mal fühlen? Ich darf Dich doch Andreas nennen?«

»Ja ..., klar« Er nimmt meine Stulpe entgegen, lässt sie durch die Hand gleiten und dann? Dann nimmt er sie und atmet ihren Duft, meinen Duft ein. Ich ..., ich bin irgendwie erregt und erschrocken. Mit einem Mal weiß ich gar nicht, wie das hier weitergehen soll. Habe ich mich zu weit vorgewagt?

»Du sollst sie fühlen, nicht riechen«, versuche ich, die

Spannung zu lösen und fordere lächelnd mein Wollstück zurück.

»Es riecht aber wunderbar«, sagt er mit einem verklärten Blick. Wenn er wüsste, dass für mich fast alle meine Wollsachen immer auch einen sinnlichen Hintergrund haben. Manchmal dachte ich, dass zart schmeichelnde Pullover, Stulpen oder Schals die fehlende tiefe Zärtlichkeit in meiner gut versorgten Ehe kompensierten. Ich verwöhnte mich selbst damit. Und jetzt dieser Mann, der meine Lieblingsstulpen atmet. Das geht einfach zu schnell, ich weiß, ich habe es provoziert.

Ich muss..., ja ich muss mal, das ist es.

»Kannst Du bitte mal schauen, ob da bei Dir meine Schuhe abgeblieben sind?«

Er wirkt geschockt und errötet.

»Bin ich zu weit, habe ich...«

»Nein, aber ich würde gerne den Sanitärservice der Bahn begutachten.«

Auf der Toilette streite ich wieder einmal mit mir, das alte Spiel.

»Sag mal spinnst Du! Dir steht der größte Schritt Deines Berufslebens bevor, Du willst es mit 54 Jahren nochmal wissen und der Welt zeigen, dass Du es noch drauf hast und da flirtest Du ungeniert mit einer Zufallsbekanntschaft. Dir fliegt noch Dein Leben um die Ohren.«

»Ach ja? Besteht denn das Leben nur aus Ehrgeiz und Beruf. Habe ich nicht seit jeher auf Nähe und Zärtlichkeit verzichtet? Mein Mann, ja der war immer lieb, immer besorgt, immer korrekt. Nur Lieben konnte der nicht.«

»Tja meine Liebe, das ist vorbei und Du sagst doch selbst immer: Jeder ist für sein Schicksal selbst verantwortlich. Jetzt ist halt Showtime und nicht Rendezvous. Und wenn Du Dich jetzt

auf ein nächstes Date einlässt, erste Treffen, verliebt sein, dann, dann...«

»Dann was?«

»Dann gefährdest Du Deinen klaren Kopf.«

Ich lasse etwas von dem Rinnsal aus dem Wasserhahn über meine Hände laufen. Eine Wohltat ist es nicht. Aber ich halte inne und schaue in den kleinen Spiegel. Alt bist Du geworden, Falten am Hals, an den Augen. Nein, das wäre jetzt wirklich keine gute Idee. Gerade weil er nett ist. Das kriege ich jetzt nicht in den Griff. Vielleicht später. Aber wann ist später? Ich kehre zurück.

Wie zum Trotz strahlt wieder eine leuchtende Herbstsonne ins Abteil. Den ersten Novemberschleier haben wir hinter uns gelassen.

Wir blieben beim Du, doch ich vermied jede weitere Annäherung. Ich tat so, als wären wir einander sympathische Reisende. Wir plauderten belanglos über die bevorstehenden Auftritte und die allgemeine Aufregung davor, die ja auch ihr Gutes hat. Zudem beehrten uns in Mainz ältere Herrschaften in unserem davor so abgeschlossenen Abteil. In Mannheim waren wir wieder alleine, das Gespräch war abgeebbt. Bis plötzlich die Durchsage kam: »In wenigen Minuten erreichen wir Stuttgart Hauptbahnhof.«

»Oh, hier muss ich aussteigen«, brachte Andreas hastig heraus und packte eilig seine Sachen. Ich war innerlich angespannt, denn seine Nähe wirkte nach wie vor. Er hatte etwas ausgelöst in mir.

»Monika, ich würde sie... äh dich gerne wiedersehen. Kann

ich eine Deiner Visitenkarten haben?«

Nein, das ging nicht, das hatte ich mir fest vorgenommen.

»Oh, tut mir Leid, das waren die Letzten.«

»Dann könntest Du mir Deine...«

»Andreas, bitte, ich.... Müsst ihr Männer eigentlich immer gleich eine große Sache aus jedem Flirt machen?! Ich habe vor drei Jahren meinen Mann an seinen zweiten Schlaganfall verloren, nachdem ich ihn vorher zwei Jahre gepflegt habe. Ich bin – ja Du wirst es vielleicht kaum glauben – 54 Jahre alt, also wahrscheinlich ein ganzes Stück älter als Du. Das Letzte was ich im Moment in meiner Situation gebrauchen kann, ist eine ungewisse Affäre!«

»Eine Affäre? Entschuldigung, ich wollte Dich nur wieder erreichen, weil, weil ich Dich...«,

Andreas sah jetzt total verzweifelt aus, mein Gott, ich wäre am liebsten weggelaufen.

»...Weil ich Dich total sympathisch fand, äh finde. Na ist gut. Tut mir leid, wenn ich aufdringlich war.«

»Hey, Andreas...«,

Scheiße, jetzt kommen mir auch noch die Tränen, beherrsche Dich gefälligst,

»Entschuldigung, ich hab's nicht böse gemeint. Das ist mir alles im Moment zu viel. Ich weiß, ich habe ja als Erste Signale gesendet, aber... Ich bin sicher, wir sehen uns wieder. Viel Glück. Es war nett. Nein, es war schön.«

»Danke, viel Glück auch Dir. Es war... egal, alles Gute.«

Und dann verschwand er, geknickt, genau wie ich. Wie wahrscheinlich ist es, dass man in diesem Alter zufällig einem Menschen begegnet, bei dem schon nach kurzer Zeit... Nein, es ist nicht Liebe auf den ersten Blick, das ist was für Teenager.

Nein, bei dem Du nach kurzer Zeit das Gefühl hast: In der Nähe dieses Menschen fühlst Du Dich gut, stimmig, aufgehoben. Zwangsläufig musste ich jetzt an Peter denken, meinen verstorbenen Mann. Ja der behütete mich auch und doch hat eines immer gefehlt. Es war dieses innige Gefühl, am richtigen Ort mit dem richtigen Menschen zu sein, mit dem Herzen, mit dem Geist und ja, auch mit dem Körper.

Und dann rückte mich wieder diese eine Stimme in mir zurecht:

›Monika, rei Dich zusammen, da draußen wartet die Wirklichkeit auf Dich.‹

3. Die besondere Tochter

Monika

Die Einrichtung zum Betreuten Wohnen bei Ulm liegt inmitten eines historischen Klosterhofes. Sie überzeugt mich. Die Bewohner dürfen ihr Lebensumfeld aktiv und eigenständig mit gestalten. Was für ein Unterschied in den Gesichtern, welche Energie bringen sie auf, um eigenes Gemüse anzubauen, ein Brotbackhaus zu betreiben oder eine Reparaturwerkstatt für Fahrräder bereit zu halten. Hier heißt man Jung und Alt, Flüchtlinge wie Einheimische willkommen. Ich nehme diese Eindrücke als Aufruf mit, das Projekt ›Bonn‹ in solch einem Geiste zu erwecken.

Kaum sitze ich im Nachtzug nach Münster, drängt sich jemand anderes zurück in mein Bewusstsein. Mein schüchterner Reisebegleiter. Andreas mit den verwuschelten grauen Haaren und den meeresblauen Augen, den ich am Schluss so abrupt vor den Kopf gestoßen hatte, sitzt plötzlich im Abteil dabei. Leider nicht wirklich, aber ich spüre ihn. Wie gerne hätte ich einfach wieder meine Füße an seine Beine gelegt. Bestimmt hätte er diesmal wohligh geschnurrt. Warum überhaupt sollte ich in meinem Alter nicht in der Lage sein, Beziehung und berufliche Herausforderung in den Griff zu kriegen? Hatte ich nicht pflegebedürftigen Mann, Halbtagsstelle und Finanznot bewältigt? Ich erschrecke bei diesem Argument. Damals hätte es mich auch das Leben kosten können, wenn meine Tochter mich nicht so grandios unterstützt hätte. Papas Liebling, das war sie, schon

immer. Es half ihr, dass er die zwei Jahre noch zu Hause von mir gepflegt wurde. Aber jetzt, warum bin ich jetzt nicht mal dran? Ich werde mit Julia sprechen. Sie hütet ohnehin gerade das Haus, weil sie alte Freunde aus Münster besucht.

Julia drückt mich herzlich. Seit ihrer Festanstellung als Lehrerin im Landesschuldienst, wirkt sie ausgeglichener, selbstbewusster. Ihr asymmetrischer Pagenschnitt erfüllt dazu die nötigen Klischees der gestrengen Lehrerin.

Zuhause angekommen stehen Julia und ich mit einem Becher frisch gebrühten Kaffee in der Küche.

»Also Julia, ich hätte nicht gedacht, wie sehr man sich um älter werdende Menschen kümmern kann. Die bieten so viel und lassen vor allem die Bewohner selber machen. Das ist fast wie eine Kommune, vorbildlich. Und stell Dir vor, der Leiter der Stiftung kommt auf einen Gegenbesuch nach Bonn, schon in drei Wochen. Ach es gibt noch so viel zu tun. Ich bin ganz aufgeregt.«

»Na nun lass uns erst mal setzen. Gut schaut aus, mit Deinem feschen Kostüm.«

»Ach hör auf. Ich ärger mich jetzt noch über Maria und ihren Rat. Die meisten liefen dort leger und sportlich herum, außer die Nonnen natürlich.« Ich muss kichern.

»Na ja, aber auch die wirkten nett. Hätte ich nie gedacht, dass die so fortschrittlich sein können.«

»Mama, Du solltest mal überlegen, dass Du keine vierzig mehr bist. Warum regst Du Dich über so ein schönes Kostüm auf. Du siehst damit richtig edel aus.«

»Danke, dass Du deine Mutter an ihr Alter erinnerst, aber edel, bitte, das passt gar nicht zu mir. Im Übrigen, auch wenn ich nach meinem Pass eine alte Schachtel bin, ich hatte einen ganz schön

heißen Flirt im Zug. Der Typ sah total süß aus.«

»Mama, Du hörst Dich ja an, wie ein durchgeknallter Teenie. Was soll das denn jetzt.«

»Ja hör mal, und wenn schon. Ich kann doch flirten wann und mit wem ich will. Du bist gut. Ich muss doch nicht so prüde leben wie Du.«

»Mama, jetzt reicht´s! Ist es meine Schuld, dass Paul mich hat sitzen lassen wegen so einer dämlichen Studentin. Entweder man ist seriös und hat eine Aufgabe, der man sich stellt oder man, man... bumst sich so durchs Leben.«

»Jetzt ist aber mal gut. Wer bumst sich durchs Leben, wenn Du schon auf einmal solche Kraftausdrücke gebrauchst. Ich habe seit Papas Tod...«

»Von Dir rede ich doch gar nicht. Ich meine Paul.«

Julia schluchzt in ihre Hände und lehnt sich an meine Schulter.

»Julia, ist ja gut. Das mit Paul ist schon fast ein Jahr her. Die Welt dreht sich weiter. Hier nimm das Taschentuch.«

Sie schnäuzt sich und erwidert mit grimmigen Blick:

»Das hat Papa nicht verdient.«

Das Telefon klingelt. Julia nimmt wie selbstverständlich das Gespräch an.

»Julia Mahlert, wer ist da bitte?«

Ärgerlich erwarte ich, dass sie mir den Hörer reicht. Doch sie spricht einfach weiter.

5. Sabine und Jeanette

Andreas, 1979

Der große Gemeinschaftsraum im Souterrain des CVJM Mülheim zierte sich mit Papiergirlanden, Luftschlangen und buntem Konfetti. Man gab den Abschluss-Tanztee für den Fortgeschrittenenkurs. Auf den kleinen Vierertischchen standen Tropfkerzen, Knabbergebäck lag in knallbunten Plastikschaalen, der ganze Saal strahlte eine fröhlich-flimmernde Stimmung aus. Gerade quälte mich die Drehung beim Cha-Cha-Cha. Sabine, meine Freundin, korrigierte mich immer wieder. Da brach das ›Oje Como Va‹ von Santana ab und sie spielten ›I'm not in Love‹ von 10 CC. Was für ein abrupter Wechsel zum Schmuseblues. Wir beide strahlten uns nur an. Acht Wochen schon dauerte der Zustand der akuten Verliebtheit in dieses zuckersüße Mädchen mit ihren kastanienbraunen, wallenden Locken, den dunklen, alles verschluckenden großen Augen und ihrer zarten Stimme. Bereitwillig nahm ich ihren weichen Körper in die Umarmung dieses erotischen Tanzes auf, der eigentlich nur aus Spüren bestand. Mit dem ›Stehblues‹ konnte man in aller Öffentlichkeit intim sein und doch gesellschaftsfähig bleiben. Nur einige Neider ohne feste Tanzbeziehung setzten sich jetzt schmollend zu ihrer Cola an die Tische. Ich dagegen roch das weiche Haar von Sabine, ihren betörenden Duft nach Sandelholz und Zimt. Ich spürte die weiche Haut ihrer Wange und natürlich unsere Becken, die sich bisher nur bekleidet so nahe kommen konnten.

16 junge Jahre zählte Sabine, als wir uns im Tanzkurs begegneten. Ich warf den ganzen Charme eines 18-Jährigen in die

Waagschale, um ihr zu gefallen. Da machte es sich ausgezeichnet, dass ich mit frisch bestandenen Führerschein und einem alten Kadett-B-Sport-Coupé in die Liga der interessanteren Jungs aufgestiegen war. Nicht einer der ›Mein-Papi-ist-reich-Schnösel‹, die sich gleich zum Abi einen orange-farbenen VW Scirocco vor die Haustür stellen ließen. Aber immerhin besaß ich eine eigene Kiste. Ich träumte nachts und tagsüber mit offenen Augen nur noch von diesem wundervollen Mädchen, das so herzlich lachen konnte und auf eine ganz freche Art schüchtern tat.

Wir neigten im hauchenden Klang des Songs unsere Gesichter einander zu und unsere Lippen fanden sich zu einem langanhaltenden Kuss, der nach Himbeerlipgloss schmeckte und mir die Sinne schwinden ließ. Sie musste meine Erregung spüren, es gefiel mir mittlerweile. Ich konnte es kaum erwarten, dass wir – ob mit oder ohne die Billigung ihrer strengen Eltern – uns endlich lieben konnten.

»Hey Du Frechdachs, ich sollte Dich nicht so wild machen«, hauchte mir Sabine ins Ohr und erzeugte damit nur neue Sinnesstürme in meiner jetzt viel zu engen Wrangler-Jeans.

»Schade, dass wir hier nicht allein sind, ich würde Dir jetzt gerne die Bluse ...«

»Psst! Wenn uns jemand hört.«

»Na und, jeder weiß doch, dass wir uns lieben.«

»Ach Andreas, ja. Aber Du musst mir ein bisschen Zeit lassen, ok?«

»Klar doch«. Ich klang dabei nicht gerade hoffnungsfroh, aber es musste wohl sein. Das Lied war zu Ende und ein flotter Foxtrott kühlte die inneren Gemüter und erhitzte unsere Körper im Tanz. Egal, ich fühlte mich einfach nur glücklich.

Mein Plan stand fest. Die Eltern von Sabine musste ich davon

überzeugen, dass sie auf die Ferienfahrt des CVJM nach Finnland mit durfte. Als eingeteilter Jugendleiter wusste ich, dass in dem Hüttendorf in Piilopirtti die älteren Paare eigene Hütten bewohnen durften. Ohne Genehmigung von Sabines Eltern war daran jedoch nicht zu denken. Als ich Sabine einweihete, traf mich eine unerwartete Reaktion.

»Das ist aber verdammt weit weg. Außerdem hatten Birgit und ich an dem Wochenende uns eigentlich zum Schoppen nach Essen verabredet. Du weißt doch bei Quelle ist jetzt großer Sommerschlussverkauf.«

Fassungslos schaute ich sie an.

»Aber Sabine! Finnland, wir könnten nach Finnland! Wir leben in Holzhütten, es gibt eine große Sauna, einen See direkt nebenan.«

Sabine schmolte. »Ja, das hört sich schon interessant an und ich finde es ja auch toll, dass Du mich dabei haben willst. Aber da gibt es doch Millionen Stechmücken, oder nicht?«

Ich war sprachlos und während ich ihre Hände hielt, sah ich auf dem Boden vor mir deutlich einen Schatten auf unser junges Glück fallen. Kaum spürte ich ihre Hände noch, da antwortete sie:

»Also gut, ich spreche mit meinem Vater. Er hat letztens noch gesagt, Du wärst ein anständiger Kerl und ob es mir denn ernst wäre, mit unserer Freundschaft, Du weißt schon.«

Wie ein kurzer, kalter Windhauch flog der Zweifel wieder davon. Es blieb ein kleiner Stachel der Erinnerung an dieses Gespräch, der sich in bestimmten Situationen immer wieder entzünden sollte. Mein Wunsch nach Naturabenteuern, nach spannenden Ausflügen, er riss sie nicht mit. Dann flammte diese Skepsis in mir wieder auf. Dagegen liebte sie den Glamour der Shopping-Malls und Outlet-Center. Sie saugte Daily-Soaps und

die Promiwelten auf, als fände sie dort das Glitzer Glück der Goldgräber. Sie war gemütlich, ich unternehmungslustig. Sie blieb an der Oberfläche und ich innerlich aufgewühlt. Trotzdem war Piilopirtti der Ort unserer ersten Liebe, der ersten schüchternen Intimküsse, die mich fast besinnungslos vor Glück machten. Ihr Duft, ihr Geschmack und ihre betörende Stimme vernebelten den Blick auf die subtile Art, wie sie mich ihre Wünsche wollen ließ. Die heiße, frühe Glut mündete über die Jahre in ein kaum angefacht Glimmen, dem Gewohnheit aber keine Neugier mehr innewohnte. Mir fehlten die Vergleiche, denn Sabine war meine erste Frau, Piilopirtti der Verlust unser beider Jungfernschaft.

2007

28 Jahre später und eine gefühlte, kinderlose Ehe-Ewigkeit zog unsere Dämmerung herauf. Sie trug den Namen Jeannette.

»Wenn es Dir so wichtig ist, einen Trip in die Vergangenheit zu machen, bitte, dann tu es, fahr da hin.«

Geräuschvoll sortierte Sabine das Besteck in die Schubladen. Ich fasste sie sanft von hinten an den Schultern, sie hielt kurz inne.

»Ich weiß, es ist über zwanzig Jahre her, seit ich zuletzt im CVJM Jugendleiter war. Du selbst hast damals gesagt, wir sollten uns nicht so viel aufhalsen mit Studium, Wohnung einrichten und so.«

Sabine drehte sich zu mir und ihr Blick verriet Wut und Enttäuschung.

»Ach, bin ich jetzt Schuld daran, dass Du Deine Jungenabenteuer nicht mehr ausleben konntest.«

»Nein, das meine ich doch nicht damit, aber es geht jetzt gar

nicht um verpasste Jugendzeiten. Es ist doch eher wie ein Klassentreffen. Seit 30 Jahren gibt es diese Patenschaft mit Tours. Und jetzt wollen sich viele der damaligen Jugendleiter dort treffen. Es ist doch nur ein Wochenende, Schatz.«

Sabine nahm einen Stapel Teller aus der Geschirrspülmaschine und platzierte sie heftig neben mir auf die Ablage.

»Wie gesagt, fahr da hin. Du bist erwachsen.«

Über uns schwebte ein Meer von flockigen, weißen Schäfchen, als wir in Tours angekommen aus dem Reisebus stiegen. Juliluft flimmerte, der Duft von Akazien und Liguster umwehte uns. Ich atmete tief durch und half dann Marianne beim Hervorkramen der Reisetaschen aus den Katakomben des Gepäckabteils.

»Herrlich, oder?« Torsten, mein Jugendleiterkollege aus alten Zeiten reckte sich, sodass sein behaarter Wohlstandsbauch unter seinem sonnengelben T-Shirt hervorlugte. Er ließ mit dieser Fahrt die Mode der 70er aufleben. Quietschgrüne Cordhose und verwittrte Clogs ergänzten das Ensemble. Er bewahrte das Zeug in einem alten Koffer auf, um jeden Karneval die früheren Kumpels mit dem heiß geliebten Retrolook zu beglücken.

»Bon Jours, mes Amis, herzlich willkommen in unsere schöne Stadt. Kommt, ich zeige Euch Eure Appartements.«

Da stand sie, ein Traum von einer Frau. Schulterlanges, schwarzes Haar, Augen wie funkelnder Topas, eine honigfarbene Haut und ein Lächeln ..., mir wurden die Knie weich. Mit ihrer zierlichen Gestalt, ihrer lebendigen Gestik und in dem luftigen Sommerkleid wirkte sie auf mich wie eine quirlige Elfe.

»Ach ja, ich bin Jeannette«, und sie umarmte mich und die

Anderen mit zwei Küsschen auf die Wange, dieser schönen französischen Begrüßungszeremonie. Als ich ihre seidigen Haare auf der Haut spürte, stieg der Duft eines Orangenhains in meine Nase. Der verführerische Pheromon-Cocktail entfaltete in mir seine verwirrende und betörende Wirkung.

Die abendliche Sonne pinselte zarte Rosatöne auf die Wolkenflocken. Das Gästehaus der Partnergemeinde lag am Rande der Stadt direkt an der Loire. Dort genossen wir unser gemeinsames Abendessen. Der Duft der Quiche Lorraine, das Aroma der Artischocken und das knusprige Baguette erzeugten ein behagliches Wohlgefühl. War es Zufall, dass sich Jeannette neben mich gesetzt hatte? Ihr süßer Akzent, mit dem sie ihr nahezu perfektes Deutsch garnierte, betörte mich noch mehr. Während sie mir von ihrer Stadt, ihrer Familie und den Freunden bei der Jugendarbeit erzählte, nahm ich eigentlich nur ihre sinnlichen Lippen, die kleine spitz zulaufende Nase und ihre aus den Haaren hervorlugenden zarten Ohren wahr. Ich war verzaubert, gefährlich verzaubert.

»Sag mal, Andi, was ist mit Dir los. Bist Du grad auf einem anderen Planeten. Du siehst aus, als hättest Du eine Glücksdroge genommen«, zwinkerte mir Torsten zu, der sich gerade mit Aurelie unterhielt, einer frischen, sommersprossigen, rotlockigen Mittdreißigerin.

Ich grinste nur zurück, zu einem Kommentar war ich gerade nicht aufgelegt.

Jeannette erhob sich und schlug ihr Cidreglas mit einem Löffel an, es wurde still.

»Liebe Freunde aus Deutschland, wir haben uns eine kleine Party ausgedacht, so wie früher, wenn wir unsere Spieleabende

gemacht haben.«

Ich dachte an mein Früher, an eine Zeit, als Jeannette noch gar nicht auf dieser Welt existierte. Wie alt mochte sie sein? 25, 30?

Höchstens.

»... und werden wir jetzt also die Mannschaften für unsere Spiele auslösen, d'accors. Torsten, Du fängst an.«

Welche Spiele, dachte ich. Für einen Moment war ich in Träumereien gefangen. Doch da war schon klar, dass Torsten und Madeleine, eine frühere Jugendleiterin in unserem Alter ihr gemeinsames Mannschaftslosglück gefunden hatten. Die jugenhafte Madeleine wirkte eher ruhig und zurückhaltend. Sie trug eine graublond Kurzhaarfrisur. Doch ihre blauen Augen zeigten Vorfreude an der geplanten Veranstaltung.

»Na gut, Torsten, dann sehen wir mal, was wir noch von früher drauf haben.«

Jeanette hielt das nächste Papierröllchen hoch und funkelte mir zu.

»Andi, wer wird mit Dir spielen?«

Ihr Lächeln entblößte ihre wunderschönen, gleichmäßigen Zähne. Und im nächsten Röllchen stand der Name, ihr Name: Jeanette. Was für ein Zufall, dachte wahrscheinlich nicht nur ich und errötete. Das anschwellende Gelächter machte mir klar, dass unsere angeregte Unterhaltung und damit meine Faszination für diese Frau nicht verborgen geblieben waren.

Im Verlaufe des Abends verwandelten wir uns alle in die jungen Teenager aus damaligen Zeltlagerzeiten zurück.

Wir balancierten zur Tanzmusik gekochte Eier zwischen den Stirnflächen. Jeanette und ich fielen zurück, da wir - nervös durch diese Nähe - unser Ei als erste der Schwerkraft opferten. Wir lachten und glucksten. Rücken an Rücken aneinandergebunden, sollten wir dann mit Accessoires von Berühmtheiten verkleidet

erraten, wen der jeweils Andere darstellte. Man durfte nicht reden, aber summen oder Geräusche imitieren. Torsten mühte sich als John Wayne mit einer Reiterpose und kläglichen Coltschüssen ab, während Madelaine es als Pippi Langstrumpf mit der Zopfperücke und dem berühmten Lied von der unvollkommenen Arithmetik leichter hatte. Sie wirbelte Torsten den Haarschmuck schwungvoll an die Wangen und summt ihm den Ohrwurm zu.

Ich versuchte, als Charlie Chaplin mit den Füßen seinen Gang zu imitieren, und stieß mit meinem Hut sanft gegen Jeanettes Nacken, vergeblich. Doch wer war Jeanette. Sie ließ eine wallende Lockenmähne nach hinten fallen, sodass mir die blonden Perückenhaare rechts und links ins Gesicht fielen. Und dann spürte ich ihren Fuß, wie er unter dem Stuhl meinen Unterschenkel entlangstrich. An meinen Hinterkopf gelehnt summt sie: › I wanna be loved by you...‹. Da wusste ich, dass Marilyn Monroe mich bezirzte. Wir lagen auf dem zweiten Platz, als das letzte Spiel begann.

»Ihr habt hier eine Schale mit Gummibärchen und eine leere hier. Wer als erstes den ganzen Inhalt von links nach rechts in die Schalen transport ..., ihr wisst schon, der hat gewonnen.«

Der Gag war, dass wir auf Kissen kniend die Hände hinten zusammen gebunden hatten. Es blieben nur die Mundwerkzeuge. Ja, ich erinnerte mich an dieses gefährliche Spiel. Sabine, die damals bei der Jugendfreizeit dabei war, fand es nicht witzig, dass ich wohl bewusst nicht mit ihr zusammen gelost wurde. Mir wurde schwindelig, bei der Vorstellung gleich von Jeanette Gummibärchen aus ihren zarten Lippen zu übernehmen, ohne dabei die Beherrschung zu verlieren. Cool bleiben, dachte ich mir und unsere Münder berührten sich. Wärme, Samt, Atem, alles

wirbelte in mir. Die anderen drei Paare waren schon beim dritten Transportgut, als wir uns vom ersten Bärchen trennten. Da ging Jeanette auf's Ganze und sammelte den Rest der süßen Bande mit einem Schwung in ihren Mund. Ich starrte mit großen Augen auf die vollen Backen, sie kam mir entschlossen entgegen. Ihre Augen funkelten und sie bedeutete mir mit einer ruckartigen Kopfbewegung, ich solle jetzt mitmachen. Unsere Lippen berührten sich fest und heiß. Sie öffnete ihren Mund, langsam und in sinnlicher Pose, den Kopf über mich gebeugt, entließ sie einen nach dem anderen die glitschigen, süßen Bären in meinen Mund. Sie schob sie mit der Zunge, glitt mit den Lippen an meinen entlang. Ich hätte lauthals vor Lust gestöhnt, wenn mir dann nicht die ganze Ladung aus meinem Mund gefallen wäre. Schließlich, wie das Umlegen eines Schalters, entfernte sie sich von mir und rief: » Los, toute suite, jetzt rein damit. Wir haben gewonnen!«

Sie hüpfte, wie ein junges Schulmädchen, doch die anderen empörten sich.

»C'est une imposture! Das ist Betrug«, ereiferte sich Madelaine. Jeannette aber schmunzelte nur.

»Die Regeln wurden eingehalten, wir haben nicht die Hände benützt.«

Mir war das im Grunde egal, in mir wirbelten Gefühle und Gefahren, die sich daraus ergaben. Mein Kopf war Sehnsucht, mein Körper spielte mit, ich hatte Mühe meine Erregung von vorhin zu verbergen.

Schnell waren sich alle einig, dass es ja nur ein Spiel war. Es hatte Spaß gemacht und wir tanzten ausgelassen zur Musik der 70er und 80er. Nach einer Weile nahm Jeanette mich an die Hand und bedeutete mir, ihr zu folgen.

»Es ist so schön warm heute Nacht, komm, ich zeig Dir was,

lass uns schwimmen gehen.«

Sie lief mit mir einen geschwungenen Waldpfad entlang zu einem Weiher. Das Wasser glitzerte mondsilbern. Einige Unken sangen melancholisch, Grillen zirpten, das Schilf flüsterte uns aufmunternd zu. Jeanette stand am Ufer. Lasziv wiegte sie ihre Hüften, wie eine Tänzerin. Dann streifte sie ihr Kleid über den Kopf und ich sah ihre kleinen, spitz zulaufenden mit dunkelbraunen festen Nippeln gekrönten Brüste.

»Was ist? Hast Du noch keine Frau nackt gesehen. Los, zieh Dich aus.«

Dann fiel ihr Höschen. Im milchigen Mondlicht blitzte ihre nackte, haarlose Scham auf, bevor diese von ihren schlanken Beinen ins Wasser getragen wurde.

Meine schlagartig aufgetretene Erektion konnte ich durch hastiges Entkleiden und den gewagten Sprung vom Steg in den Teich gerade noch verbergen. Doch Jeanette machte sich keine Mühe, irgendwelche Scham zu zeigen.

Wir schwammen keuchend vor Aufregung einige Male umeinander, bis sich Jeannette vor mich stellte. Das Wasser reichte ihr bis zum Bauchnabel. Ihre Brustwarzen waren von der Kälte hart und glänzten feucht. Das nasse Haar fiel ihr wirr ins Gesicht. Dann schlang sie die Arme um mich und küsste mich - diesmal ohne Gummibärchen im Mund. Die kalten Lippen und die heiße Zunge, die in mir schlängelnd für Aufruhr sorgte, erregten mich. Ihr an mich gepresstes Becken spürte meine Gefühle und rieb sich sanft an mir. Ich umfasste unter Wasser ihre kleinen, festen Pobacken. Meine Kehle füllte sich mit Sinnesglück. Ich schluckte, doch der Quell der Erregung füllte sich immer mehr. Mein ganzer Körper war durchflutet von den

Reizen dieser Frau.

Jeanette stellte sich jetzt auf die Zehenspitzen, das Signal, sie anzuheben. Ich ging ein wenig in die Knie und schob sie näher an mich heran. Selbst unter Wasser spürte ich mit meiner Eichel, wie bereit ihr zarter Intimmund mich aufnehmen wollte. Das Glück schoss in einem Pfeilhagel durch meine Lenden, in die Brust, verteilte sich wie heiße Glut in mir. Sie hob die Beine rechts und links von mir und ließ sich ein Stück nach hinten gleiten. Rhythmisch perlte das dunkle Nass des Sees von ihren Brüsten und wurde gleich wieder vom weichen Nass des Weiher umspült. Ich meinte, ohnmächtig werden zu müssen. Wellen gleich goss sie mit jedem meiner Stöße eine Woge glühender Lust in mich hinein. Mein Samen strömte wild zuckend in ihren Schoß, unter Wasser, wie selbstverständlich, wie in einem Märchen. Doch im Moment der Erfüllung überkam mich die Erkenntnis, dass wir hier nicht im Märchenland waren. »Ich bin verheiratet, ich habe nicht verhütet, ich...«

»Jeanette schaute mich mit ihren dunklen Augen an und flüsterte wissend:

»Keine Sorge, mon amour, mein heißer Geliebter. Ich passe auf, dass kein Geschick passiert, Du verstehst.«

Ihr Kuss benebelte mich erneut. Doch der weghuschende Schatten am Ufer entging mir dennoch nicht. Wir wurden beobachtet.

Unser elektrisierendes Bad im sommerlaunen Weiher hatten Jeannette und mich unvorsichtig werden lassen. Im Traum hatte ich nicht an Zeugen gedacht. Wer hatte uns beobachtet? Zurück am Ufer sammelte ich verlegen meine Kleidung, versuchte in der Umgebung etwas zu erkennen, sah jedoch Niemanden. Doch Jeannette hatte offensichtlich noch nicht genug. Nackt schmiegte

sie sich von hinten an mich, strich mir über meine von Kälte und Erregung sensiblen Brustwarzen. Wahnsinn - dachte ich - dass Männer da reagieren können. Noch spähte ich blinzelnd in das umliegende Gebüsch. Da hörte ich einen Mann stöhnen und ahnte hinter einer kleinen Hecke, dass sich ein Liebespaar verwöhnte. Torsten und ja, es musste Madelaine sein und ich überließ mich den erneuten Liebkosungen von Jeannette. Ruckzuck hatte sie in ihren flinken Händen meinen Besten zum Leben erweckt. Mit einem energischen Ruck drehte sie mich zu ihr. Sie kniete schon, verloren in wohligen französischen Komplimenten für meinen erigierten Penis. »Quel beau Cherie«, stöhnte sie und dann fanden ihre Hände meine kalten Hoden und ihr Mund meine Eichel und dann den Rest. Ich sah Sterne, ich fühlte Blitze, die mich elektrisiert zucken ließen. Ich fühlte Haare, einen zarten Kopf, der rhythmisch an mir Explosion Nummer zwei vorbereitete. Und gerade als ich nicht anders konnte als schreien und spritzen gleichzeitig, da kroch Torsten aus dem Gebüsch mit einem Gesicht, das mich sofort ernüchterte. Er sah aus, als würde ihm ein Gespenst begegnen. Noch in Schockstarre zog ich mein noch zuckendes Glied zurück.

»Ce qui se passe, was ist los?«, fragte Jeannette unschuldig. Sie sah Torsten und lachte.

»Na hast Du Madelaine ein bisschen glücklich gemacht?«

Unglaublich. In dem Moment wusste ich, dass sich meine Welt verändern würde.

Die ganze Rückreise grübelte ich, wie ich mit Torstens Wissen umgehen sollte. Wohlgemerkt, Torsten war nicht verheiratet. Kein Grund also, sich auf einen Gleichstand beim Seitensprung zu verlassen. Torsten zeigte sich einsilbig. Das

bedeutete, er nahm mir übel, was geschah. Es half nur die Flucht nach vorn. Ich ging im Bus zu ihm.

»Hör mal, das mit Jeannette, das war...«

»War was? Mensch Andreas, Deine Sabine, was hast Du Dir dabei gedacht, hä!«

»Du, das war das erste Mal, ich weiß auch nicht.«

»Super. Nachher nichts mehr wissen, das ist typisch.«

»Aber Du! Du hast es Madelaine doch auch besorgt.«

»Irrtum, mein Lieber, das war Aurelie. Und wir wollen uns wiedersehen. Ich bin solo, schon sechs Monate. Vergessen?«

»Ja, ich weiß. Was soll ich denn machen. Ich will doch nicht, dass das mit Sabine, also...«

»He, das musst Du mit Dir selber ausmachen. Ich sage nichts. Aber, damit das klar ist. Sollte sie mich konkret fragen, dann werde ich nicht lügen.«

Mit einem Mal wurde mir klar, wie brisant meine Lage war. Torsten war es, der früher heimlich nach Sabine schmachtete. Er, der Nichttänzer wurde jedoch von mir ausgestochen. Unserer Freundschaft hat das nicht geschadet, aber wirklich vergessen hatte er es wohl nicht.

»Gut, alles klar. Ich denke, es bleibt mir nichts übrig, als es ihr zu beichten.«

»Du weißt, was sie mit Dir macht?«

»Wahrscheinlich, aber Du hast doch ganz klar gesagt, was ich von Dir erwarten kann.«

»Tja mein Freund. Ich habe nicht fremd gevögelt.«

»Arschloch!«, dachte ich und meinte mich gleich mit.

Sabine spürte es. Frauen spüren es immer. Erst plätscherte unser Small-talk so dahin, »Na, wie war's, habt ihr Spaß gehabt,

muss ja superwarm gewesen sein.« Sabine ließ keine Wut erahnen, aber wirklich liebevoll ging auch anders. Dann, wir saßen beim Abendessen, tastete sie sich vor.

»Du, sollen wir nachher kuscheln, ich hab Dich vermisst. Was sagst Du?«

Die Sekunden tickten laut in meinem Kopf und jede rief: »Chance vertan, Chance vertan«. Das Zögern war Verdacht pur. Wahrheit oder Lüge? Glück und Angst oder Pech und Inferno?

Es brach aus mir heraus.

»Sabine, ich ..., ich habe Dich in Frankreich betrogen.«

In mir stieg panische Hitze auf. Ich schaute Sabine an, sah, wie auf ihrem Gesicht ein Hurrikan der Gefühle losbrach. Schrecken mit großen, getroffenen Augen, den Mund starr offen, dann verengten sich Pupillen. Muskeln der Verachtung, der Wut wurden angespannt. Ihre Hand griff nach irgendwas, bis sie einen Kaffeebecher fand. Und noch ehe das erste Wort als Pfeil auf mich abgeschossen wurde, schleuderte die Artillerie das Keramikgeschoss in meine Richtung. Knapp konnte ich ausweichen, doch das war nur der Anfang.

»Ich hab es gewusst, Du Wichser! Du mieser umher pimpernder Hurensohn. Es war Dir wohl nur darum gegangen, oder!? Bin ich Dir nicht mehr gut genug!? Und war sie jung!? Ich wette, es war so ein französisches Flittchen, das jedem, der ihr über den Weg läuft, einen bläst! Und Du wagst es...«

»Sabine, warte doch, es tut mir leid. Ich weiß...«

»Was weißt Du!? Ich habe hier gegessen, habe Deine Stimme am Telefon gehört und gedacht, irgendwas läuft da. Ja glaubst Du, ich merke sowas nicht!? Wie oft hast Du es getrieben? Mit einer, mit zweien, vielleicht gleichzeitig. Das wolltest Du doch

bestimmt immer schon mal!«

Diesmal traf mich ein Teller, genau an der Stirn. Ein stechender Schmerz. Blut fiel mit den Scherben zu Boden, tropfte in mein Auge.«

»Hau ab!!! Ich will Dich nicht mehr sehen!!! Nie wieder, hörst Du!!!«

Ich trat den Rückzug an, moralisch unterlegen, ohne jede sinnvolle Verteidigung, restlos besiegt. In den irgendwann ausstehenden Waffenstillstandsverhandlungen sah ich mich schon als Versaille-Opfer. Hätte ich anders handeln sollen? Hätte ich ein Verschweigen riskieren sollen? Nein. Mir war klar, das hier war nicht aufzuhalten. Ich hätte meinen Schwanz in Tours im Zaum halten sollen. Mir blieb keine Wahl, als Jochen aufzusuchen. Ich flog raus. Achtkantig.

Erst Tage später, als Sabine im Ton mäßiger, aber in ihrer Entscheidung endgültig war, dachte ich über Hintergründe nach. Nicht, dass ich meine Schuld leugnen wollte. Aber hätte es passieren können, wenn zwischen Sabine und mir alles in Ordnung gewesen wäre? Was heißt überhaupt in Ordnung. Sollte in einer Ehe nicht Liebe gegenwärtig sein statt Ordnung? Aber was ist denn Liebe. Sabine und ich, war das Liebe? Als klar war, dass für Sabine nichts anderes infrage kam als die Scheidung, da spürte ich in mir etwas. Keine Wut über Sabines Entscheidung, nein, ein Bröckeln meiner Gefühle für sie. Nicht die Wuttiraden, Beschimpfungen lösten diese Distanz aus. Es ging tiefer. Irgendetwas fehlte. Nur ich, ich war ja schuldig, fühlte mich schuldig. Da war im Moment zu wenig Platz für eine tiefe Ursachensuche.

Von Jeannette habe ich nie wieder etwas gehört, sie war für

mich ohnehin kein Grund, mich von Sabine zu trennen. Sie war aber Katalysator für eine Unzufriedenheit in mir. Oder wollte ich einfach nur mal eine andere Frau vögeln? Dieses Bild sollte ich Monate, ja noch Jahre mit mir herumtragen.

Und jetzt? Jetzt habe ich diese Monika tatsächlich aufgespürt. Ich fühle mich aufgewühlt. Jung. Anders als damals. Anders als bei Sabine. Anders auch als bei Jeannette.

6. Monikas Vergangenheit

Monika

Unmittelbar nach unserem Disput wegen des Telefonats mit Andreas meldet sich wieder meine innere Besserwisserin.

»So Unrecht hat Julia nicht. Du hörst Dich an wie ein liebeskrankes Mädchen.«

Wütend wische ich die anschwellende Träne aus meinem Auge.

»Ich lass mir wohl von meiner Tochter eine Moralpredigt halten. Soweit kommt's noch«, antworte ich der Stimme laut.

Ich klopfe an Julias Zimmertür.

»Was willst Du?!«

Als ich die Tür öffne, sehe ich einen gepackten Koffer, Julia in Jacke und Rucksack. Ich bin erschrocken.

»Vorläufig hat das keinen Sinn mit uns, Mama. Wenn Du zur Vernunft gekommen bist, kannst Du Dich ja melden.«

»Julia, jetzt beruhige Dich doch erstmal. Ich kann ja verstehen, dass Dich das schockt. Und noch weiß ich ja gar nicht, ob was draus wird. Ich weiß, Du hast Deinen Papa geliebt...«

»Ich liebe ihn immer noch, was man ja wohl von Dir nicht mehr behaupten kann.«

»Ach Julia, natürlich trage ich Papa noch in meinem Herzen. Aber die Welt dreht sich weiter. Wir sind hier für uns verantwortlich, auch für unser eigenes Glück.«

»Ja ich weiß, dass Dir Dein persönliches Glück immer besonders am Herzen lag. Papa war da anders. Diszipliniert und

demütig. Er hat mir beigebracht, dass man ohne Verzicht auf dieser Welt nichts Großes bewegen kann.«

Kälte durchfließt mich bei diesen Worten. Es bricht der uralte Konflikt auf. Muss man für sich selber Gutes tun, um Kraft zu schöpfen für Andere und für Größeres? Oder gilt es asketisch zu verzichten und sich aufzuopfern? Spät habe ich erkannt, dass Peters Liebe eigenen Verzicht voraussetzte und dass er diese Erwartung auf andere übertrug. Julia war sein Ein und Alles, ihr gab er jede Hilfe und verwöhnte sie auch. Aber er trichterte ihr auch sein Credo ein und stellte so die Verbindung zwischen seiner abgöttischen Liebe zu seiner Tochter und seiner moralischen Grundhaltung her. Ich dagegen verlor nicht meine rebellische Haltung. Klar versuchte ich, ihm eine ›gute‹ Ehefrau zu sein. Doch seine zermürbende Aufopferung für die Arbeit, für die Familie, ließ wenig Platz für Fantasie in der Liebe.

»Julia, ich glaube, es ist tatsächlich das Beste, wenn wir beide jetzt etwas Abstand voneinander haben. Ich könnte Dir so Vieles entgegen, es würde jetzt gar nicht bei Dir ankommen. Reden aber müssen wir ganz dringend, bald.«

»Wie gesagt, wenn Du wieder bei klarem Verstand bist, Mama. Ich melde mich.«

Und dann fuhr sie fort.

1977

Schweißnass, feuerglühend reite ich dahin. Nicht auf einem Pferd. Es ist eine knorrige Kugel aus verkanteten Ästen, die in einem mir nicht erklärlichem Tempo über einen spiegelglatten

Boden jagt. Jeden Moment werde ich hinabstürzen, ich fühle mich schwach und betäubt. Der Boden vor mir wölbt sich zu einem Bogen. Rechts und links droht dunkler Abgrund. Die Kugel springt, hüpf. Die Äste stechen in mein Gesäß. Nur ein dünnes Hemd bedeckt meinen fiebrigen Körper. Bedrohlich klappen die Seiten rechts und links von mir immer weiter ab. Es bleibt nur ein schmaler Grat. Jetzt kippt der Boden auch vor mir ab. Wir rutschen. Meine Hände umklammern zwei kantige Astenden. Doch ich bin zu schwach. Die Hände, sie lösen sich. Ich werde schneller als die Kugel, falle vornüber. Der Boden, dieser nach Wachs und Karbol riechende Boden kommt auf mich zu. Die abgeklappten Seiten richten sich jetzt auf und umschließen mich, rechts, links, vorne, hinter mir. Sie sperren mich ein. Schwarze, tiefschwarze Nacht umfängt mich. Keine Luft. Ich japse, will schreien. Mit aller Kraft öffne ich die Augen. Da sehe ich sie vor mir. Schwester Prudentia.

Ich erschrecke, denn mit ihrer Haube kommt sie mir beim Wachwerden aus dem Albtraum zunächst wie ein weißer Raubvogel vor, der mich verspeisen will.

»Kind Du hast geträumt. Und mein Gott, das Fieber, es ist schon wieder so hoch. Ich hole den Doktor. Du brauchst Dein Penicillin. Ich mache Dir Wadenwickel, das wird das Fieber senken.«

Sie legt ihre kühle Hand auf meine Stirn, die noch immer im Fieberwahn brennt. Langsam ziehen dünne Erinnerungsschwaden durch mein vom Scharlach betäubtes Hirn. Ich hatte diesen Jungen versorgt. Kalkweiß lieferte man ihn ein mit einem akuten Leistenbruch, gerade einmal 16 Jahre und fast noch ein Kind. Nach der OP bekam er Fieber und einen feuerroten Hals. Das böse Wort machte die Runde, Scharlach, es sei

Scharlach. Es dauerte nicht lange und ich merkte an mir ähnliche Symptome. Einen halben Tag zu lang schlich ich der Wahrheit davon. Doch sie erwischte mich im Reinigungsraum mit einem Fieberschub. Jetzt liege ich auf der Isolierstation, gerade selber als Krankenschwester examiniert. Ich fühle mich am Scheideweg zwischen meiner Welt im Krankenhaus Ost in Lübeck und den Dämonen der Schattenwelt irgendwo dort draußen.

Penicillin, diese Wunderwaffe, die seit nun fast zwanzig Jahren, diesem Dämon die Stirn bietet, verscheuchte ihn in meine Träume. Dort tobte er, doch Prudentia tröstet mich und hebt mich zurück in den weißen Schoß der Inneren Medizin.

Novalgintropfen schmelzen die innere Hitze und in meinen Arm tropfen Kampftruppen gegen den Streptokokkus in meine Vene. Ich erwache aus einem traumlosen Schlaf, sehe den verhassten Haferschleim und eine große Kanne Kamillentee auf dem Nachttisch stehen.

Auf der Bettkante sitzt mein Held. Dr. Mahlert, der junge, hochgewachsene Assistent, der einmal ein großer Internist werden will. Momentan ist er gerade Stationsarzt auf der Chirurgie, dort wo ich seit vier Wochen frisch eingesetzt bin. Mit einer Mischung aus Furcht, Bewunderung und Erregung begleite ich ihn auf den Visiten, wenn er sich in seinem blitzsauberen Arztkittel, die blonden Haare akkurat gescheitelt den Patienten widmet. Bei uns Krankenschwestern ist er beliebt. Seine Anweisungen sind klar, deutlich und er duldet keine Ausreden. Aber er behandelt uns würdevoll. Er lobt uns und betont gegenüber den Patienten immer wieder, dass ohne die aufopferungsvollen Krankenschwestern, der beste Chirurg nichts ausrichten könnte.

Mehrmals schon hat er seinen Blick länger als nötig auf mich

gerichtet und mir Dinge gesagt wie:

»Das haben sie ausgezeichnet gemacht, ein sehr schöner Verband. Aus ihnen wird einmal eine sehr gute Schwester.«

Seine graublauen Augen schienen noch mehr Worte schicken zu wollen, doch über die Lippen kamen sie nicht. Mich irritierte die innere Unruhe, die er in mir auslöste. Kein Vergleich zu den albernen Jungs in der Krankengymnastik oder an der Obertrave, wo man uns Mädels hinterherpiff, wenn wir in unseren Schlaghosen am Ufer entlang schlenderten. ›Häschen, Jeansbrumme, Supermutter‹ riefen sie uns ungeniert hinterher.

Kein Mann erreichte bisher mein Bewunderungsschloss, in dem ich auf einen Prinzen wartete. Ja, so schwärmten wir doch alle. Musste es ein Arzt sein? Nicht unbedingt. Musste er gut aussehen? Ganz bestimmt. Wir selber versuchten, mit hautengen Schlaghosen und bunten Blusen in das Blickfeld der Männer zu gelangen, vom Himbeerheini bis zum großen Zampano.

Doch Dr. Mahlert stand über alle dem. Nicht Worte, sondern Gesten, Blicke, die Stimme ließen ihn wirken. Dieser Cocktail drang tief in mich ein und ließ ihn in meinen Träumen erscheinen.

»Na, Schwester Monika, da haben Sie uns aber einen gehörigen Schrecken eingejagt. Prudentia, das Penicillin können wir ab morgen als Saft geben. Ich glaube nicht, dass sie nächste Nacht noch fiebern wird. Und Sie meine Liebe« und dann nahm er meine kleinen schwitzigen Finger in seine warme, wohlige Arzthand, »sie müssen viel trinken und ab morgen dürfen sie sich etwas anderes wünschen als Haferschleim.«

»Herr Doktor«, musste ich da entgegnen, »gewünscht habe ich mir den nicht. Aber ich freue mich sehr, dass sie mich besucht haben. Danke.«

»Nun ja, besucht nicht, ich hatte ohnehin Nachtdienst. Aber

ich bin gerne gekommen.«

Ich wurde rot, meine Ohren glühten, wie peinlich.

»Aber wenn sie wieder gesund sind«, raunte er mir leise zu, während Prudentia im Bad die Waschschüssel ausschüttete, »würde ich sie gerne einmal zu einem Kaffee einladen.«

Dann nahm er erneut meine Hand, doch diesmal war es fast ein Streicheln und ich meinte, jetzt auf der Stelle ohnmächtig werden zu müssen.

Der morgendliche Aufschwung war trügerisch. Das Fieber blieb aus, doch mitten am Vormittag bekam ich Herzstechen. Erst war es nur ein unbestimmtes Zwicken im Brustkorb, dann umklammerte mich eine eiserne Faust und ich fühlte, wie mein junges Herz auf und davon stolpern wollte. Doch dem Käfig in meiner Brust konnte es nicht entfliehen. Mir wurde schwindlig, die Alarmglocke holte Hilfe, die ich nicht mehr mitbekam, denn ich wurde ohnmächtig.

Es mussten Tage vergangen sein. Immer wieder tauchte ich kurz aus einem verschwommenen, alpträumhaften Nebel auf. War es im Traum oder im Wachen, dass ich immer wieder das Gesicht von Dr. Mahlert vor mir sah, sorgenvoll und mitfühlend. Jetzt, wieder gestärkt, sehe ich piepsende Geräte um mich, Schläuche, die durch grüne Pumpen betrieben in mich eindringen und verschiedene Flüssigkeiten zuführen. Ein Arzt kommt hinter der spanischen Wand an mein Bett, ein Mann mit dunklem Vollbart, fast schwarzen Augen und einer Haut wie Milchkaffee.

»Hallo meine Kleine, ich bin Dr. Kamuzu. Du bist hier auf der Intensivstation. Aber mach Dir keine Sorgen, Du bist drüber weg. Es stand sehr ernst um Dich. Dein Herz, es war entzündet von den

Streptokokken.«

Ich atme erst einmal tief durch. Was war ich? Sterbenskrank? Oh, mein Gott, ich danke Dir, schoss es mir durch den Kopf.

»Ich kenne Sie nicht, wer sind sie?«

»Na gut, Du bist noch etwas verwirrt. Ich bin Dr. Kamuzu, aus Ägypten. Meine Familie ist nach Deutschland gezogen. Wir sind eine uralte Medizinerfamilie, seit, na ja über 100 Jahren. In Kairo habe ich schon Intensivmedizin gemacht. Und Du? Du bist Krankenschwester, hier im Haus, richtig?«

»Ja, auf der Chirurgie, erst seit vier Wochen. Wo ist Dr. Mahlert?«, rutscht es mir ungeduldig heraus.

Der Ägypter bricht in tiefes, herzhaftes Lachen aus.

»Das habe ich mir gedacht«, und er beugt sich zu mir und sagt verschwörerisch:

»Du hast einen großen Verehrer. Das ganze Krankenhaus spricht darüber.«

Mir wird so heiß, dass ich glaube, mein Gesicht müsste vor Hitze aufplatzen. Keinen Ton bekomme ich mehr heraus.

»Oh mein Gott, junge Mädchen.«

»Ich bin volljährig«, antworte ich empört.

»Ja, ja, das weiß ich, volljährig. Und doch so unerfahren in der Liebe.«

Ich schmolle sichtbar.

»In Ägypten, da könntest Du jetzt stolz und glücklich sein. Ein ehrenwerter Mann hat seine Liebe bekundet. Er kam so oft er konnte zu Dir, sogar nachts. Er hat sich Urlaub genommen. Bei uns ist das so gut wie ein Heiratsantrag.«

Sein warmherziger Blick durchströmt mich und mit einem

Mal spüre ich Glück bei diesen Worten.

»Ist es wahr? Dr. Mahlert hat sich Sorgen gemacht? «

Und dann will ich wieder ohnmächtig werden. Da steht er, leibhaftig. Dr. Peter Mahlert.

»Hallo Anwar, wie geht es unserer Kleinen?«

»Ich bin nicht klein«, protestiere ich und werde schon wieder rot.

»Es geht ihr viel besser, Peter, Sie hat es geschafft. Ich lasse Euch allein. Bis dann, Monika«, verabschiedet sich dieser geheimnisvolle Arzt. Da steht er an meinem Bett, setzt sich auf die Bettkante und nimmt meine Hand.

»Monika?« Ich schlucke bei der vertrauten Anrede.

»Die Zeit, die Du hier auf Leben und Tod gelegen hast, die hat mir eine Erkenntnis geschenkt. Du konntest das alles nicht mitbekommen. Aber Einigen aus meiner Umgebung ist es nicht verborgen geblieben. Ich habe gebetet, dass Du gesund wirst, weil ich Dich«, er wendet sich kurz von mir ab, fasst sich wieder und spricht weiter.

»Weil ich Dich brauche. Ich weiß, das ist jetzt sehr viel auf einmal für Dich. Aber die Situation war eben eine Besondere. Also das mit dem Kaffee trinken und ausgehen und so weiter, das holen wir nach. Aber ich konnte nicht warten, denn mein Herz sagte mir am Krankenbett, was zu tun ist.«

Ich war sprachlos. Überwältigt. Und noch gar nicht wirklich bereit. Diese Liebeserklärung noch am Krankenbett band mich an ihn. Nicht, dass ich ihn etwa nicht begehrt hätte. Er war regelmäßiger Gast in meinen Träumen. Aber so wie ich hier lag, war es beschlossen. Er hat mich nicht gefragt, er hat es gesagt. In diesem Moment blieb ich stumm.

»Du musst jetzt nichts sagen. Werd erst mal gesund. Dann

sehen wir weiter.«

Ich wurde gesund und wir wurden ein Paar. Meinen ersten Kuss von ihm erlebte ich, nach einem vornehmen Essen in der Schiffergesellschaft. Wir liefen über die Fischergrube zur Untertrave und dann nahm er mich in den Arm, strahlte mich aus seinen graublauen Augen an und sagte:

»Ich bin der glücklichste Mann der Welt, denn ich habe das süßeste Mädchen erwischt.«

Seine Lippen waren warm und der Kuss fordernd und intensiv. Ich war froh, von ihm gehalten zu werden, denn meine Sinne spielten verrückt und tief in meinem Bauch kribbelte es. Die Wärme breitete sich aus bis in Regionen, die ich bis dahin nur zaghaft selber erkundete. Kein Junge, kein Mann, war bisher hierhin vorgedrungen, denn es waren keine Märchenprinzen, nicht einmal angehende Ritter.

Es war eine schöne Zeit, denn Peter war der aufmerksamste Mann, den ich bisher kannte. Nun gut, es waren nicht viele bisher. Doch fühlte ich mich auf eine Weise geborgen, die mich trug. Er achtete meine Arbeit, meine Weise mit Menschen umzugehen. Nur mein ungestümes Wesen, meine verrückten Flausen, die tadelte er bisweilen, aber er tadelte liebevoll. Es kam, wie es in den scheinbar schönen Märchen immer kommt, wir heirateten und ich war nun nicht nur Krankenschwester, sondern angesehene Arztfrau. Ich würde noch feststellen, dass dies nicht immer gut für mich war. Und vor allem sollte ich merken, dass ich durch die frühe Heirat eine Freiheit aufgab, die mir später bitter fehlen sollte.

1986

Acht Jahre war ich mit Peter verheiratet. Er war der Ritter, der mich vor dem Fieber speienden, Herz zerbeißenden Drachen Streptokokkus gerettet hatte.

Peter entsprach dem, was man einen fürsorglichen, umgänglichen und höchst anständigen Ehemann nennen konnte. Seine Tochter verwöhnte er, mich behütete er. Nicht, dass ich das gewollt hätte. Ja, er gab mir Sicherheit, Beständigkeit. Aber er bremste genauso oft meine wilden Ideen aus. Segelfliegen - zu gefährlich. Rock'n'Roll-Kurs zu verrückt. Liebe im Freien - unerhört. Leider gab er auch Julia viel zu viele Stopp-Schilder mit auf den Weg. Doch die Kleine sog die behütende Bevormundung durch ihren Papa lange als etwas Erstrebenswertes auf.

Ich blieb nur drei Jahre für Julia zu Hause. Es kamen Kindergarten und Au Pair. Die österreichische Austausch-Studentin ermöglichte mir, wieder in meinen Beruf als Krankenschwester einzusteigen. Ich empfand es als Rettung, denn Peters unsichtbare Grenzzäune lähmten mich und ließen in mir eine nagende Unzufriedenheit anwachsen.

An einem Samstag im März, Julia schlief, im Fernsehen lief der Denver Clan, kuschelte ich mich an ihn. Ich hatte Sehnsucht, nach seinen Händen, seinen Lippen. Zärtlich knabberte ich an seinem Ohrläppchen.

»Nicht Schatz, jetzt guck ich doch hier.«

»Ach, blöde Serie, ich könnte mir was Schöneres vorstellen. Du nicht auch?«, und strich ihm frech zwischen seinen

Hosenbeinen entlang.

»Also gut, Du hast es so gewollt.«

Er küsste mich ungestüm, grob schob sich seine Zunge in meinen Mund. Doch es erregte mich. Hastig gingen wir ins Schlafzimmer. Mein Hausanzug fiel zu Boden, da sah ich, wie Peter seine Hose fein säuberlich über dem Butler ablegte und sein Hemd aufknöpfte. »Immer ordentlich«, seufzte ich in mich hinein. Ich warf mich in Höschen und BH aufs Bett, ersehnte ein Vorspiel. Erwarten konnte ich es nicht, denn er blieb fantasielos auf diesem Gebiet. Wo brachte man eigentlich den Jungs bei, dass Frauen nur drei erogene Zonen hätten: Mund, Brüste und Muschi, wie Peter mein Lustzentrum nannte. Er erledigte sein Programm, schnell, routiniert, fehlerfrei. Den BH geschickt geöffnet, einige knetende, von Gurren begleitende Liebkosungen meiner Brüste, kaum, dass er merkte, dass ich da überaus empfindliche Knospen hatte. Küsse, die tatsächlich auch mal mein Ohr streiften, dann der kontrollierende Griff, ob ich schon feucht genug war und dann

Diesmal gab ich nicht nach und ließ ihn gewähren, nur weil körperlich meine Grotte schon bereit war. Ich wollte schweben, unter Zärtlichkeiten wogen und wehrte ihn erst einmal ab.

»Nicht so schnell, Schatz. Bitte, küss mich noch mehr, überall.«

Peter hielt inne und schaute, als hätte man ihm seinen Fernseher während einer Liveübertragung ausgeschaltet.

»Was ist los, Moni, ich bin gerade so schön in Fahrt gewesen.«

»Ja, Du ...«

»Und Du auch, ich hab's ja wohl gemerkt. Was ist los. Ich

denke, Du wolltest mit mir schlafen.«

»Natürlich, aber warum muss alles immer so schnell gehen? Ich finde es schön, wenn Du mich küsst. Auch auf dem Bauch, an meinen Hüften und ... da unten.«

Peter drehte sich abrupt auf den Rücken und stöhnte entnervt.

»Mann! Monika, wie oft, habe ich Dir schon gesagt, dass ich das pervers finde. Ich bin Internist, ich kenne Anatomie und Physiologie des Körpers. Wer kommt auf so eine schwachsinnige Idee, mit seiner Zunge rumzuspielen, wo uriniert wird, wo Kinder geboren werden. Deine Muschi ist für meinen ...«

»Ja ich weiß, für Deinen, wir dürfen ihm keinen Namen geben. Du hast es noch nie ausprobiert, mich da unten zu küssen ...«

»Und ich werde es auch nicht. Mein Gott Monika, wann wirst Du endlich erwachsen?«

Ich war schockiert. Nicht allein von der Zurückweisung, vor allem von der rüden Bewertung meiner heimlichen Sehnsüchte.

»Was heißt hier pervers. Was soll denn an Liebkosungen zwischen zwei Liebenden pervers sein. Ich hab' Dir das bisher noch nie so deutlich gesagt, aber...«

»Aber was, was hast Du mir bisher verheimlicht.«

»Verheimlicht! Du spinnst ja wohl!«

Hastig zog ich mich wieder an, stand enttäuscht am Abgrund dieses Abend.

»He, wie redest Du mit Deinem Mann?! Ich Sorge für all Deine Annehmlichkeiten, ermögliche Dir sogar, Deiner Arbeit nachzugehen, indem wir uns ein sündhaft teures Au-Pair-Mädchen leisten...«

»Das heißt also, ich gebe mich dem Luxus hin, zu arbeiten?«

»Ja, und vernachlässigst dabei unsere Julia. Sie braucht eine starke moralische Stütze, die sie von Dir bei solchen

Einstellungen...«

»Es reicht!!! Du, Du, Du bist ja von Sinnen!!! Du stellst mich da, als wäre ich eine, eine Hure!!!«

Ich war heiser vor Zorn. Peter stand auf und warf sich den Morgenmantel über, sein Blick kalt wie Eis.

»Das habe ich nicht gesagt. Aber ich frage mich doch manchmal...«

Und dann war sie da. Meine Ohrfeige. Mitten in seinem Gesicht. So schnell ich sie ausgeteilt habe, so plötzlich wurde mir bewusst, was sie auslösen würde. Nein, mein Mann würde mich nicht schlagen. Dazu ist er viel zu souverän.

»Raus! Raus aus meinem Haus!!!«

Julia stand in der Tür, wie lange schon wusste ich nicht. Ich wollte zu ihr.

»Raus, habe ich gesagt!!!« Peters Stimme glich einem Donnerknall in einer aufgeladenen Sommernacht. Unerbittlich zeigte sein Zeigefinger mir die Richtung auf. Julia rannte auf ihren Papa zu, auf ihn! Eiszapfen durchbohrten mein Herz. Ich musste weg, sofort, jetzt.

Nachdem ich über eine Stunde rastlos im Hausanzug, eine Windjacke hastig darüber geworfen, durch die Straßen geirrt war, gelangte ich zur Wohnung von Maria. Welch ein Glück, dass auch sie in Telgte lebt. Durchfrozen klingelte ich. Es dauerte gefühlte fünf Minuten, bevor eine Stimme aus den vergilbten Plastikritzen

der Sprechanlage mir zurief.

»Hallo, was... , wer ist da?«

»Ich bin´s, Monika, Maria, bitte mach auf, mir ist kalt.«

»Monika?«

Die Ritzen schwiegen wieder.

»Bitte, ich muss mir Dir reden.«

Nun summten sie und ich drückte die verbogene Messingtür des Wohnblocks auf. Maria wohnte im dritten Stock, rechts. Zitternd erreichte ich ihren Wohnungseingang und ließ mich bereitwillig von ihr in den Arm nehmen. Sie stand im kurzen, himmelblauen Nachthemd dar und bot in dessen Transparenz einen wohligen, weichen, tröstenden Anblick. Ihr Körper umschloss mich mit Wärme und dem süßen Duft von Kokos.

Dann heulte ich ihren Stoff nass und ergab mich meiner Verzweiflung. In schluchzenden Bruchstücken stolperte mein Ehedrama über meine Lippen.

»Komm, ich lass Dir ein Bad ein, Du bist ja kalt bis auf die Knochen. Und dann trinken wir einen Tee.«

Stumm und dankbar beobachtete ich, wie Maria die Badewanne füllte und mich dann sanft entkleidete. Ich reduzierte mich auf ein kleines Mädchen, sehnsüchtig nach Wärme suchend.

Ich sah Maria an. Zart streichelte sie über meinen Kopf, strich sanft den Rücken entlang und ließ leise warme Worte über mich rieseln.

»Meine arme Moni, ach, mein Würmchen, komm Liebste.«

Ihre Stimme drang wie süßer Honig in mein Herz. Ich spürte Zärtlichkeit, in den sich der Hauch des Verlangens einschlich. Es mögen sich diese Laute auf mich legen, als Lippen, als Hände, als das, wonach ich dürstete.

Ich stieg in die große Wanne und nahm die Hitze und den Duft

nach Zitronenmelisse wahr. In wohligen Nebel getaucht, sah ich, wie Maria ihr Nachthemd abstreifte, sah ihre vollen Brüste, ihre molligen Schenkel, sah, wie sie sich zu mir in die Wanne setzte, direkt hinter mich. Sie nahm mich auf, gab mir Lehne, Stütze, Trost. Sie schöpfte Wasser auf meine Schultern, über den Rücken, verteilte den zitronigen Duft der Melisse und hauchte mir »Süße«, ins Ohr. »Meine Süße. Wie kann man einem so zauberhaften Menschen wie Dir wehtun.«

Das Wasser träufelte auf meine Brust, benetzte meine Warzen. Ihr folgten sanfte Finger, wie rollende Regentropfen, den kleinen Rundungen folgend, flüchtig erst, dann wiederholend und mich umspielend. Ich wollte protestieren, wollte mir bewusst werden, was mit mir geschieht. Doch die Lippen an meinem Nacken, die Finger im heißen Wasser, die jetzt meine Schenkel entlang strichen, sie flüsterten:

›Jetzt bist Du an der Reihe, lass es zu.«

Ich hörte mich stöhnen. Ich ließ meine Hände Marias Gesicht hinter mir berühren. Ich ließ meinen Rücken die pralle Wonne ihrer Brüste spüren. Ich ließ zu, wie die eben noch grob erregten Lustlippen von Maria ganz sanft aneinander gerieben wurden. Sie streichelten sich gegenseitig. Marias Hände tanzten wie eine Ballerina auf mir und ich summte die Melodie der Lust dazu. Tief in diesem Meer aus Entspannung und Begierde wogten Wellen in mir auf. Nie gekannte Schwingungen, die mich erhitzten, aufwühlten. Ich drückte mich fest an Maria. Doch sie setzte sich in einer schnellen Bewegung in der Wanne vor mich. Jetzt gegenüber sitzend, nahm sie meinen Kopf in ihre Hand und küsste mich. Küsste mich, wie noch kein Mensch mich zuvor geküsst hatte. Unsere Lippen elektrisierten einander, tasteten sich ab. Zungen umspielten sich, formten die Konturen der Lippen nach.

Sanfter Druck folgte gierigem Saugen. Meine Grotte spürte ihren Finger, sehnte sich nach der reibenden Kuppe, die mein Lustzentrum fand und schließlich explodierte in meinem Kopf ein Feuerwerk aus Farben und Sternen. In meinem Schoß entlud sich eine Befreiung, eine Woge, die endlich ihren weiten, weißen Sand zum Auslaufen und Versickern fand.

Im Abklingen dieses Rausches erwachte die Vernunft und ließ mich Erröten.

»Oh, Maria, was machen wir da?«

»Falsche Frage, meine Süße. War es schön?«

»Oh ja«, stöhnte ich noch immer benommen.

»Aber, wir..., ich bin doch...«

»Nicht jetzt. Ich hab das nicht geplant. Ich weiß selber nicht so genau. Ich erzähl Dir später mehr. Jetzt möchte ich dem nachspüren, was ich mit Dir so Wunderbares erlebt habe. Ich fühle mich so lebendig, wie lange nicht mehr.

Lass es jetzt einfach zu. Ok?«

Was später folgte, war das aufgestaute Outcome von Maria, die seit langem schwelende und doch nicht dürfende Erkenntnis, dass sie Frauen liebt. Sie eine Lesbierin in einer Zeit, in der man dies nur Exoten zugestand. Außenseitern dieser Gesellschaft.

»Monika, ich weiß, wir können kein Liebespaar werden. Das macht mich schon lange traurig. Das eben, das heute war für mich die Erfüllung meiner Träume, denn ich liebe Dich. Aber...«

Sie stockte, ihr blauer Augenhimmel füllte sich mit satten Tropfen. Ich legte meinen Zeigefinger auf ihre Lippen.

»Psst. Sag´ jetzt nichts. Es war wundervoll, wie liebevoll Du zu mir warst. Ja, es hat mich verwirrt und ja, ich bin nicht les... ,

also liebe keine Frauen.«

Maria blickte zur Seite.

»Merkst Du es. Nicht einmal Du kannst dieses Wort ohne Scham aussprechen.«

»Ich bin nicht lesbisch, Maria, so. Und ich finde gar nichts dabei, dass Du es bist. Außerdem lasse ich mich zehnmal lieber von Dir liebkosen, als von einem groben Mann.«

Mein Gott, was rede ich da. Was ist mit Peter. Ich selber war total verwirrt.

»Maria, es ist..., ich liebe Dich auch, halt wie eine Freundin. Und das wird immer so bleiben. Wenn du es auch möchtest.«

Maria umarmte mich fest, nicht zärtlich, eher verzweifelnd, wie eine Ertrinkende.

»Ich danke Dir. Und ich werde Dich nicht enttäuschen.«

»Das kannst Du gar nicht. Dazu bist Du ein zu wunderbarer Mensch.«

Der rationale Teil meines Hirns rief mir meine häusliche Situation in Erinnerung.

»Ich muss zu Julia. Und zu Peter. Ich muss für mich eine Entscheidung treffen. Ich weiß, Du bist für mich da. Aber ich gehe erst morgen. Ein wenig soll er schmoren. Kann ich bei Dir schlafen?«

»In meinem Bett? Nein, war ein Scherz. Oder besser gesagt, ein bisschen Wunsch. Nein ich mach Dir die Schlafcouch fertig.«

Mein Gefühl allerdings sagte zur Vernunft: 'Ich glaube nicht, dass es das letzte Mal war, mit Maria«.

Teil 2 - zweifeln

(November - Dezember 2010)

...

32. Zusammenbruch

Andreas

Ich bin betrunken. Nicht vom Alkohol. Hier in Mali wird nicht viel getrunken. Der Islam ist präsent. Nicht militant, aber streng. Ich bin betrunken vor Glück, Erfolg, Selbstzufriedenheit. Unbemerkt ist aus Ajana und mir ein Paar entstanden. Kein Liebespaar. Auch dann nicht, als ich einen Tag nach dem großen Knall, nach dem Aufdecken des Skandals nach ihr suchte. Tags darauf sollte es zurück nach Bamako gehen. Ich folgte dem Hinweis, sie sei an den nahegelegenen kleinen See gefahren. Er war abgeschieden, Bäume und Sträucher verbargen das flache Ufer. Angefüllt mit Gedanken an das gestorbene Kind, an die Frauen dort, die so viel Energie aufbrachten, an die Erfolge bei der Ernte ging ich um die Ecke.

Ich sehe sie schwimmen, das Wasser teilen, sodass silberne Girlanden auf der erdig braunen Seeoberfläche entstehen. Ich sehe ihre Haut schimmern, benetzt, glänzend. Unbekleidet, sie die Frau mit der Distanz. Ich will mich zurückziehen. Sie wendet. Die Augen versunken in eine verwunschene Zufriedenheit des Jetzt. Da sieht sie mich. Ich kann nicht weggehen. Nicht jetzt.

Erschrocken, hastig schwimmt sie zum Ufer. Ich kann den Blick nicht abwenden.

»Tournez vous! Toute suite!«

Ihre Augen funkeln mich an. Sie schreien Nein! und Ja! und Hilfe! und Bitte! Gelähmt, fasziniert, drehe ich mich um.

»Warum bist Du hier her gekommen? Warum läufst Du mir nach?«

»Das habe ich nicht. Ja, ich habe Dich gesucht. Aber ich wusste nicht, dass Du ein Bad nimmst.«

Wiederholt sich meine Geschichte? Oh Gott, denke ich, was machst Du? Was willst Du?

»Entschuldigung, Andreas. Ich habe mich erschreckt.«

Ich drehe mich langsam wieder zu ihr. Sie hält ihren Wickelrock vor sich. Auf den Schultern glitzern Diamanten. Wir schweigen. Wir schweigen einen Schritt aufeinander zu. Wir schweigen unsere Münder aufeinander und spüren eine Hitze.

»Nein!«

Nein, denke auch ich, als sie es ausruft. Es ist billig, wenn wir uns jetzt küssen, lieben, fallen lassen. Uns vergessen. Denn ich liebe Monika, ich habe es Ajana gesagt. Und sie liebt ihr Land, ihre Tradition, will Kinder, will helfen. Ihr Land soll besser werden. Ja, es ist Nähe da. Seelenverwandtschaft. Ja, sie ist wunderschön, aufregend. Sie ist jung, begehrenswert. Doch was ich jenseits des Begehrens empfinde ist tiefe Freundschaft.

»Nein. Du hast Recht. Wir machen es nicht kaputt.«

»Merci«, sagen diese vollen, schönen Lippen. Ihre Augen sagen es. Ich drehe mich um.

»Ich warte auf Dich im Camp.«

»Bis später.«

Zurück in Bamako weiß ich nicht, welche Nachricht mich

zuerst in Schock versetzte. Es war jedenfalls vor meinem ersten Gespräch mit Monika, denn man überfiel mich damit und ich beging den Fehler, erst meine Mails durchzuschauen.

Auf der Internetseite der GIZ waren Ajana und ich abgebildet. Stolz hielt man mir den Artikel unter die Nase. Vinzent! Unsere Pose wirkte verliebt, waren wir es da? Eine Momentverliebtheit? Gibt es sowas? Das Dreamteam. Oh Gott. Was, wenn Monika es sehen würde. In mir wallte Hitze auf. Noch war es die des vermeintlichen Täters. Der Kuss fiel mir ein. Küssen oder Knutschen, das ist ein Unterschied.

Hastig öffnete ich meine Emails und fand...

Es war der noch viel größere Schock. Julia hatte mir geschrieben. Julia, ausgerechnet Julia. Warum? Ich sollte es mit einem Klick auf den Anhang erfahren. Monika war überfallen worden. Mein Gott, tragisch, ich war nicht bei ihr. Aber dann. Dieses Bild. Dieses Scheißbild in der Zeitung mit diesem Scheißwichser von Professor, der in aller Öffentlichkeit meine Monika abknutscht. Abknutscht? Partnerin! Da steht Partnerin. Seine Partnerin. Gerettet. Das reiche Arschloch hat sie gerettet. Und sie? Hat sich retten lassen. Was bitte, Monika, soll das? Was will der... was willst Du...

Mir wird schwindlig. Durst reißt seine Krallen in meinen trockenen Hals. Die Zimmerbar, kein Alkohol. Ich stürme aus meinem Zimmer. Vinzent steht in der Lobby. Ich ignoriere ihn.

»Une whiskey, s'il vous plait. Double.«

Ich stürze den Alkohol auf die durstigen Wunden und muss mich zwingen, nicht haltlos zu schluchzen.

»Was ist los, meine Freund?«

Sein rotes, glasiges, etwas schwammiges Gesicht. Ich kann es

jetzt nicht sehen.

»Ich muss allein sein, bitte.«

Ich überzeuge den Barkeeper, mir die Flasche gegen ein Bündel von Argumenten zu überlassen und schließe mich ein.

Es tut so weh. Ich kann nicht einfach sagen: »Ajana, das mit uns geht jetzt doch, denn ich liebe Monika. Ich liebe sie. Abgöttisch!

»Abgöddisch!!«, schreie ich lallend in Richtung Fenster, die halbleere Flasche in der Hand.

Ein weiterer Schluck benebelt mein Großhirn und erzeugt Eruptionen in meinem Sprachzentrum:

»Du fetter, mieser, verlogener Wichser!!!«

Ich falle auf mein Bett und ergebe mich dem Rausch des Vergessens.

Ich erwache in einer Sauna. Mein Körper fühlt sich an wie nach einem Tauchbad in siedendem Öl. Trinken, ich muss trinken. Ich will mich bewegen, doch schon die kleinste Rührung verursacht höllische Schmerzen. Mein Arm, er muss gebrochen sein. Die Muskelansätze, das Sehnengeflecht, alles gerissen. Ich lehne mich wieder zurück. Der Hinterkopf schmerzt. Ich liege auf Holz oder Metall, so drückt es. Nur unscharf erkenne ich jetzt die gewohnten Umriss meines Hotelmobiliars. Mit großer Willensanstrengung erreiche ich meine Wasserflasche. Sie enthält wenige Schlucke, die schon im Mund verdunsten. Mein Herz sucht im ganzen Körper nach einem Fluchtweg. Es pocht an die Stirn, rauscht im Ohr, prügelt auf meine Rippen ein. Es will weg aus dem fieberversuchten Körper. Ein Hustenreiz, es brechen mindestens drei, vier Rippen. Kann ich atmen? Ich kann

atmen, flach, noch.

»Was ist los.«

Irgendwo haucht eine dünne Stimme. Das war ich. Ich teste, ob ich es bin, der hier liegt. Ein wahnwitziger Plan reift in mir. Ich muss aufstehen. Ich muss Hilfe holen. Doch meine Beine sind ebenfalls gebrochen. Jede Faser brüllt mich an: ›Lass los! Ich kann mich nicht bewegen!‹

Heißer Dampf umhüllt mein Hirn, kocht meine Gedanken. Konzentrier Dich. Das Handy. Ich drehe vorsichtig den Kopf. Welche Richtung? Wo liege ich? Das alte Kindertrauma. Du wirst wach und liegst aus Versehen am Bettende und erkennst Dein Zimmer nicht. Alles ist fremd. Nichts steht, wo es hingehört. Und im Wachwerden denkst Du, man hat Dich entführt. Nein, links auf dem Tischchen, da liegt es. Ich kann es sehen. Zwanzig Zentimeter. Verdammt, Du wirst wohl zwanzig Zentimeter mit dem Arm erreichen. Die zermalmtten Knochen, das aufgelöste Muskelfleisch, diese Masse kriecht auf dem dünnen Laken bis zum Rand. Noch fünf Zentimeter. Weiter! Streng Dich an! Ich spüre einen metallischen Geschmack im Mund. Schlucken. Irgendetwas muss ich schlucken. Es schmeckt süßlich, dicklich. Von außen läuft es mir in den Mund. Von innen und außen werde ich mit Gift gefüttert. Was muss ich da schlucken. Blut! Es ist Blut. Mein Gott, ich verblute. War der Whiskey...? Ich ruhe den Kopf kurz aus. Das Laken malt einen dicken roten Mond neben mich. Meine Hand, sie kriecht in der Wüste auf die rettende Oase zu. Da, ich spüre die Plastikhülle meines Rettungsringes. Nicht fallen lassen. Dank sei Gott, zwei kleine Balken Empfang und noch etwas Saft zum Überleben. Auf einmal wird mir schwindlig. Ich sehe das Handy nicht mehr. Es brummt in meinem Kopf. Das Herz startet einen neuen Ausbruchsversuch. Es will den Schädel

sprengen. Ich sinke zurück, aber ich liege doch. Trotzdem sinke ich weiter, als wäre mein Untergrund aus Treibsand. Ich rutsche durch eine Engstelle und falle auf eine Düne. Rings um mich sehe ich spiegelndes Glas. Dahinter Dunkelheit. Ich stehe in einer Sanduhr. Auf mich rieseln die Körner, weiter und weiter. Der Sand ist so weich, dass ich kaum auf ihm laufen kann. Bei jedem Schritt versinke ich bis zum Knöchel. Meine Knochenbrüche scheinen verheilt. Wie groß ist die Sanduhr. Ich versuche es abzuschätzen. Vielleicht zwanzig, vielleicht dreißig Meter. Die Kuppel über mir liegt unerreichbar. Ich weiß nicht wie viel Sand noch kommen wird. Am Rand sehe ich ein Schild. Vielleicht ein Hinweis, ein Fluchtweg. Mühselig stapfe ich Schritt für Schritt dorthin. Tatsächlich, es ist beschriftet. Klar und deutlich. ›Wo ist das Kind?‹ Mir wird heiß. Welches Kind? Das Gestorbene? Der Junge im Dorf? Was weiß ich? Ist dies ein Tribunal? An der Außenwand, das Gesicht dicht vor mir, die Hände, die Schwielen, die hellen Schwielen auf das Glas gepresst steht die Mutter. Ihre Augen, dunkelbraun, tränengeflutet sind ein einziger stummer Schrei. Ich trete zitternd einen Schritt zurück. Zwei Meter weiter, noch ein Schild. Ich habe es eben nicht bemerkt. Ich stürze weiter, dort hin. ›Wo ist Monika?‹ Ich... weiß... es... nicht!! Ängstlich schaue ich wieder nach außen. Sie steht mit dem Rücken zu mir, scheint auf etwas zu warten. Ich rufe laut Monika! Monika!!! Doch nur meine Gedanken schreien. Meine Stimme wird mit einem Mal von einem Ohren betäubendem Rauschen des Sandes übertönt. Der Strahl ist jetzt fast einen Meter dick. Rasch bildet sich ein Hügel, dessen Rand immer näher an mich heranrückt. Ein neues Schild. Ich bin sicher, eben war da noch keines. Ich stolpere, krieche fast dort hin. ›Wo ist Sabine?‹ Ich werfe mich auf den Boden, das Gesicht fällt in den splittigen, scharfen Sand.

Fast reißt es mir die Haut auf.

»Ich will nicht zu Sabine. Verdammt, ich will nicht zu Sabine«, brülle ich die Körner an. Doch die wandern in meinen Mund und verteilen sich so schnell, wie ihre Brüder und Schwestern in den Todeskessel fallen. Ich spucke, würgen. Immer mehr Körner fliegen jetzt in meinen Mund. Wie ein Sog zieht mein Körper sie an. Ich kann nicht sprechen, ich kann nicht atmen. Ich sehe düster, verschwommen ein letztes Schild: ›Wo bist Du?‹ Ich bin weg, denke ich. Mein Herz reißt mich aus dem Traum. Es ist noch immer da. Pocht unermüdlich auf meinen Brustkorb ein. Das Handy liegt neben mir, im nassen roten Mond. Ich greife danach. Schmerzverzerrt. Wen soll ich anrufen? Wer kann mir helfen?

Ich drücke eine Taste, letzte Anrufe.

»Vinzent«, haucht eine Stimme. Sie muss aus mir gekommen sein. Ich drücke. Warte. Es tutet.

»Vinzent, was ist Andreas?«

»Vinzent«, haucht die Stimme, ganz dünn, ganz leise. Dann ist es dunkel.